

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

141776

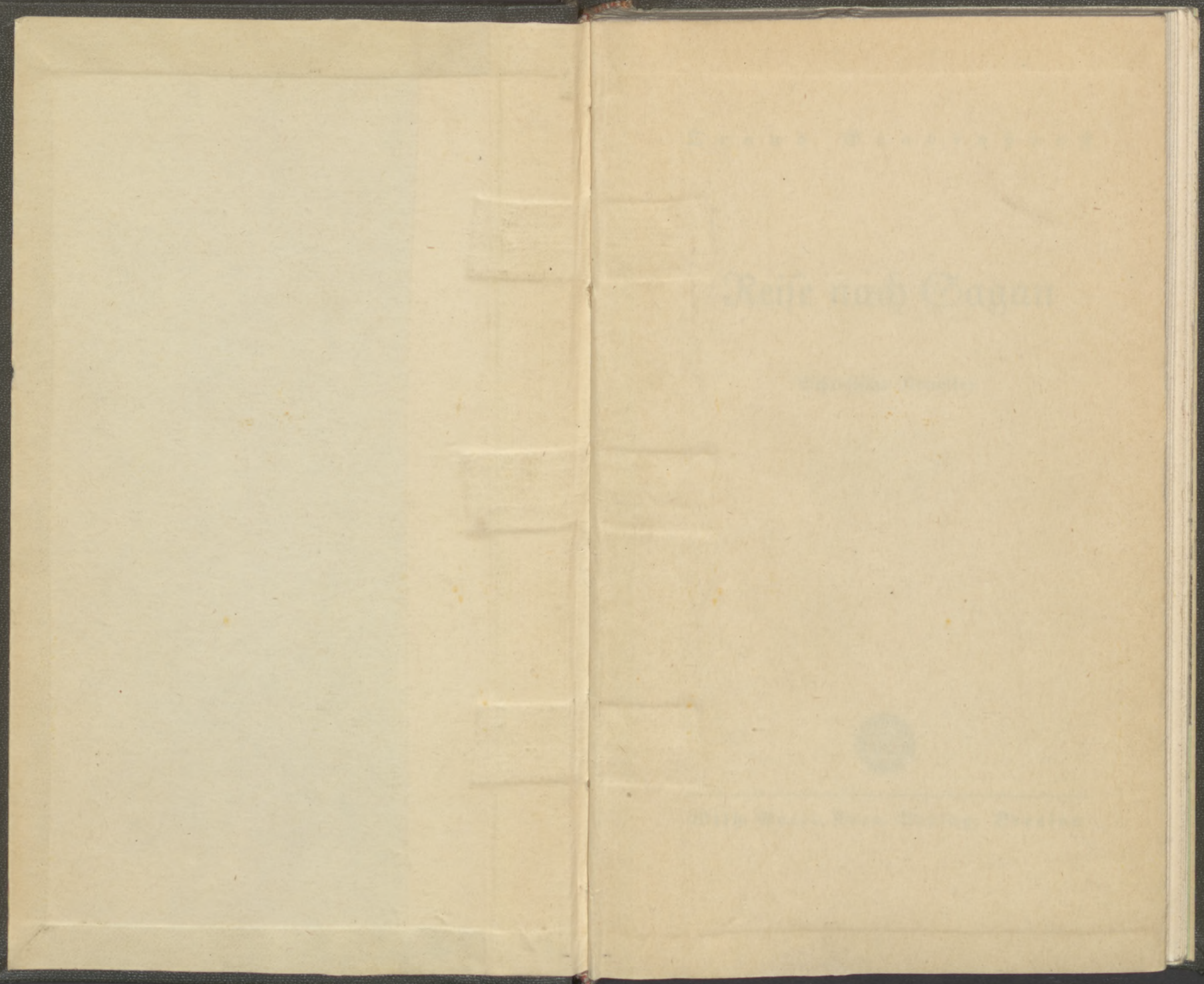
AVENHORST

II



Reise
NACH SAGAN

79
9
10



S r a u d G r a v e n h o r s t

Reise nach Sagan

Schlesische Novellen



Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau

Inhalt:

	Seite
Schaffgotsch	7
Reise nach Sagan	45

Schaffgotsch

Crimen laesae Majestatis

Eine Schwadron wallonischer Kürassiere hatte den General Hans-Ulrich von Schaffgotsch auf kaiserlichen Befehl nach der Festung Olaz gebracht. Schon von weitem hatten sie den dicken, kantigen Wachturm gesehen, der wie lauernd auf seinem Felsen hockte, da an der Ausfallstraße nach Böhmen, nicht gerade lieblich anzuschauen.

Der Festungskommandant Oberst Cropello ließ in aller Eile ein halbwegs bewohnbares Logement im Hauptgeschos in stand setzen; denn der obgemelte kaiserliche Gefangene war bis auf weiteres wie ein Herr zu halten, und seinen Wünschen sollte nach Möglichkeit Rechnung getragen werden.

„Verfluchtes Gefüge, so was“, der Herr Kommandant Cropello spuckte geräumig durch das offene Fenster auf den Hof, daß es nur so klatschte. „Nichts wie Verdruß und Schererei.“ Er kannte solche Befehle. „Als ob es nicht noch andere Laufefestungen gäbe im Heiligen Römischen Reich, z. B. Ologau a. d. Oder, wo man ihn doch erledigt hatte, den feinen Herrn!“

Die Dienerschaft war in der Stadt verblieben, nur der Kammerdiener Constantin von Wegrer als einzige Begleitung mit auf die Festung gekommen.

Das hatte sich im Februar des unheilvollen Jahres 1634 zugetragen. Jetzt peitschten regenschwere Oktoberstürme um die steilen Mauern, sängen sich heulend in den Kaminen, rissen, was nicht niets- und nagelfest war, polternd von Luken und Dächern.

Alle Tage konnten nun die Mägde, voran die dicke polnische Leutenköchin, den hübschen Kammerdiener im Hofe Holz hacken sehen. Aber die vielen verliebten Blicke vermochten nicht des Wegrers Herz zu erleichtern; kaum daß er von seiner Arbeit auffah. Er hieb nur immer drauf los, daß allen Hören und Sehen verging, denn sein Herr fror da oben in der zugigen Bude, wo der Wind immer wieder die Lüren aufplakete, und die Fensterläden ratterten, daß man nachts kein Auge zutun konnte. Jesus Christi, wer wollte auch die Augen zutun, wo so Entsetzliches über sie gekommen war! Ihm tropfte vor Kummer der Schweiß von der Stirne. Monate saßen sie nun schon hier, und sein Herr zersann sich den Schädel Tag und Nacht und konnte nicht herausbringen, was seine Schuld sein könnte, welches denn die Ursache war, daß man ihn hier schweigend festhielt und nicht die geringsten Anstalten machte zu einem Kriegsgericht, wie man es doch jedem Reiter zugebilligt hätte. Ach, wie oft hatten sie das alles schon durchgekauft in diesen elenden Wochen! Es war doch unmöglich, daß man seinem Herrn aus der Unterschrift da in Pilsen bei dem besoffenen Bankett in Slow's Hause einen Strick drehte. Sie hatten ja alle den Revers unterhauen, die gesamte anwesende Generalität, voran der große Herr v. Piccolomini und Isolano und Diodati und wie die Welschen alle hießen.

Und Graf Gallas, der jetzt der große Mann war, hätte wahrscheinlich auch unterschrieben, wenn er nicht gerade in Glogau gefessen hätte!

Wütend hieb Wegrer wieder seine Art in die noch quellende grüne Fichte. Der Freiherr von Schaffgotsch war ja einer der Jüngsten gewesen und fast neu im Kreise der Wallensteinschen Generale, und als Gast, und als einziger in der Korona, wie dachten sich das die Herrschaften in Wien! Wie hätte er sich da entziehen können? Kein Mensch konnte ahnen, daß vier Wochen darauf das ganze Offizierkorps auseinanderplakete, der Generalissimus ermordet war, wie es hieß, zum Ruhme des gefährdeten Erzhauses in Wien, das vermeinte, den geplanten Frieden als Hochverräterei und seinem Glanze für unzutraglich zu erachten! Ach, um die Politik konnte man das große Roßen kriegen! — Und wie stolz waren sie aus Pilsen hinausgeritten! Sein Herr hatte lange dem großen Feldherrn Auge in Auge gegenübergestanden, und der Friedländer hatte ihm vieles Anerkennende gesagt und ihm das Oberkommando in Schlesien in Aussicht gestellt, das bis jetzt der berühmte Herr v. Gallas inne hatte, „den er anders zu verwenden beabsichtige“, wie er wörtlich gemeint hatte. So ein schöner, heller Wintertag war es gewesen, alles mit Rauhreif überzuckert, und am Mittag hatte die blasse Winter Sonne auch noch ein bißchen geschienen. Das war ihr letzter glücklicher Tag gewesen. In Glogau hatte dann das Unglück schon begonnen. Graf Gallas hatte gleich kühl lächelnd sich geweigert, das Kommando abzugeben und nach Pilsen zu gehen, er hätte schriftlich durch den Grafen

Piccolomini strikte Gegenbefehle erhalten. Kurze Zeit danach hatte man seinen Herrn verhaftet.

Wegrer hielt mit Hauen inne, ihm wurde jedes Mal schwarz vor den Augen, wenn ihn die Erinnerung überkam. Seufzend sammelte er die trockensten Kloben zusammen, drückte sie an sein abgekraßtes Lederwams und ging gebückt, um nur keinen zu verlieren, über den Hof, die kleine, knarrende Treppe hinauf.

Der Freiherr von Schaffgotsch stand im dämmerigen Licht des Herbstnachmittags, die Hände auf dem Rücken, vor dem Fenster, das nach Süden ging, und sah ins Böhmisches hinüber. Als er seinen Diener eintreten hörte, drehte er sich um. Ihn fror, nicht nur vor Kälte.

„Ich glaube“, begann er, „das einzige, was man nie satt bekommen kann, sind die Berge, Constantin.“

„Ja, Herr, aber bei uns zu Hause sind sie mehr wert.“

„Freilich, Constantin, nur so ganz im Flachen müßte es noch trauriger sein.“

Wegrer kniete sich vor das Feuerloch. Daß ihm auch immer gleich das Wasser in die Augen schoß!

„Es kann ja nun nicht mehr lange dauern, Herr, und wir reiten heim und holen uns unsere Kinder bei der Frau Baronin Schwester und pfeifen auf den Kriegeruhm und die verehrlichen Herren Feldmarschalls und alle kaiserlichen Herren Präsidenten.“ Behutsam legte er Scheite auf Scheite in die niedergebrannte Glut. Der Freiherr saß jetzt neben ihm auf einem Schemel, die Hände zwischen den Schenkeln gefaltet, und stierte ins Feuer.

Viel Meublement gab es in dem Gemache nicht: einen großen, rechteckigen, eichenen Tisch in der Mitte, darauf hatte der Herr v. Schaffgotsch sein Schreibzeug liegen und die paar Bücher, die er sich aus seiner Bibliothek in Remniß und vom Greifenstein hatte holen lassen, zwei steislehnige Sessel mit abgeschabtem roten Sammet bezogen, einen eisernen Kerzenständer und an der Wand ein holzgeschnitztes Kreuzifixum.

„Man müßte ein Baum sein, eine Tanne mitten im Walde“, dachte der Herr v. Schaffgotsch, und Constantin seufzte:

„Ach, so mit dem Pfluge wieder mal in der Furche gehen, Herr —!“

Schrecklich, der arme Junge, der Wegrer. Was er sich nur für ein merkwürdiges Grinsen angewöhnt hatte in letzter Zeit.

„Hast du Neues gehört, Constantin?“

„Eure Beschwerde, Herr, an die kaiserliche Kanzlei zu Wien, betreffs der gestohlenen Gespanne auf der Herrschaft Kynast, ist von Herrn Oberst Coppello genehmigt und wird mit besonderem Boten vorzüglich bestellt werden.“

„Es geht ja nicht gut, daß sich die kaiserliche Kamarrilla — denn dieser Herr v. Carretto gehört doch dazu — schon zu meinen Lebzeiten meinen Besitz teilt.“

Wie schlecht der Herr ausah und wie vergrämt, das erkannte man jetzt so recht vor dem Feuer. Die schönen blauen Augen hatten ja keine Farbe mehr, und was war aus den Locken geworden, ganz schlaff und wie verstaubt hingen sie ihm um die Schultern.

Constantin erhob sich und zündete mit einem brennenden Holzspan die reichlich im Raume verteilten Wachskerzen an, die er täglich für gutes Geld in der Kommandantur kaufte. Der Herr Kommandant sah das nicht ungern, überhaupt hatte er das Fluchen über den feinen Gefangenen etwas eingestellt, seitdem er von dero Dukatis einiges erfahren und auch die gefürchteten Extrawünsche seiner freiherrlichen Gnaden sich als ungenierlich herausgestellt hatten.

„Eine Böhmische kommt jetzt täglich und treibt ihr Wesen unter der Besatzung“, begann Constantin wieder, er sprach vom Nebengemach aus, wo das Pfostenbett stand mit den grünen Tapezierien, die er zurückschlug, um die Kissen aufzuschütteln für die Nacht. „Sie versteht die Chiromantia; die Soldaten sagen, es sei eine Zigeunerin. Ich hätte Stein und Bein geschworen, es wär die Angeneta vom Jäger Schöbel aus dem Roten Grund — so eine Ähnlichkeit!“

„Ja, die Angeneta, die wird ja längst ihren Müllerburschen in Petersdorf geheiratet haben und in Frieden Kinder gebären! Was hat sie dir geweisst, die Zigeunerin?“

„An mir liegt ihr nichts“, Constantin war jetzt wieder im Zimmer, „sie will zu Euch, Herr, sie hätte Euch Dringendes zu vermelden.“

Die Angeneta Schöbelin, das war wie ein Hauch von Walderde in diesem finsternen Gemäuer, ein so weit versunkenes Stückchen Leben! Ach, eine Erinnerung, die süß schmeckte nach all den Bitternissen!

Der Freiherr streckte seine Hände näher an die leckenden Flammen, warm und lieblich konnte das Leben sein, das hatte er jetzt fast vergessen.

Die Abendmahlzeit wurde gebracht, die Herr und Diener auf des Freiherrn besonderen Wunsch gemeinsam einnahmen.

Um sieben Uhr machte die Wache polternd die Ronde, da mußte Wegrer seinen Herrn verlassen, die Gemächer wurden abgeschlossen, und es begannen die schlimmsten Stunden der Gefangenschaft. Halbe Nächte saß dann Hans-Ulrich von Schaffgotsch allein an seinem Tische, brütete vor sich hin, blätterte seufzend in seinen Büchern, las wohl hie und da ein wenig, versuchte auch zu schreiben, an seine Kinder, an die Verwandten, aber selten dünkten ihn die Worte vernünftig und die Sätze verständlich, die er kümmerlich zu Papiere brachte. Immer ertrank alles wieder in dem entsetzlichen Gefühl der Schmach, die ihm angetan worden war.

Seit einer Woche trug er sich mit dem Gedanken, seinen Lebensgang aufzuschreiben, schon damit die Kinder einmal die Wahrheit erfahren. Wer weiß, was ihm noch alles zu tragen auferlegt würde. Aber es war fast unmöglich, der Trübsal Herr zu werden, und so schwer, einen geraden Faden zu finden durch all die Wirren der letzten Zeit.

Und was sollte er preisgeben von seinen Schmerzen und von seinen Freuden? Denn mit den Geschehnissen allein war ja gar nichts gesagt! Alles war immer so sehr mit den Gefühlen verquickt gewesen, von denen die Menschen freilich nichts hatten merken können. Sein Leben lang war er von aller Welt als Glücksvogel gepriesen worden, beneidet und bewundert, und in Wirklichkeit — wieviele glückliche Jahre waren ihm eigentlich beschieden gewesen?

Ja, geglückt war ihm vieles! Sein Besitz war gewachsen von Jahr zu Jahr fast ohne sein Zutun, viel kaiserliche Ehren waren ihm zuteil geworden, das vornehmste und reichste Fräulein von Schlessien hatte er zur Gemahlin bekommen, hübsch von Angesicht war er gewesen und ein gewandter Reiter und Schütze. Aber hatte das innere Unglück nicht schon vor vielen, vielen Jahren begonnen — ja, wenn er es sich recht überlegte, schon in den ersten Tagen seiner Ehe?

Drei schöne Jahre hatte er mit Reisen verbracht. Durch ganz Deutschland war er mit seinem Hofmeister gezogen. An den Höfen von London und Paris hatte er adlige Art kennen gelernt, in Salamanca und Florenz Wissenschaft und Kunst studiert, auf Landstraßen und in Schenken der Menschen Leben und Treiben erfahren. Gut war das gewesen, denn ein tumber Bauernbub, der in Ställen bei Knechten und Kossen das Fluchen und Spucken egerziert, war er ausgezogen, ein vornehmer Junker mit höfischen Sitten und mancherlei Kenntnissen zurückgekehrt.

Und das Heimkommen war so schön gewesen, ja vielleicht das schönste von der ganzen Reise. Meilenweit waren ihm die Bauern seiner Dörfer entgegengezogen, mit Girlanden und selbstgedichteten Carmina hatten sie ihn begrüßt, und in ihrer aller Mitte war er heimgeritten den Burgberg hinauf zum Greiffenstein. Ach, der Greiffenstein!

Seufzend erhob sich der Herr von Schaffgotsch, um neues Holz in den Kamin zu werfen. Das Zeug war ja so frisch, daß das Wasser herunterlief.

Nicht für alle Schlösser der Welt hätte er ihn hergegeben! Dort war er geboren, wie gut mußte es sein, dort zu sterben!

Allmählich verträpfelten die Geräusche aus Stuben und Stallungen im Festungsbereich, und Schweigen setzte ein, undurchdringlich wie die Nacht da draußen vor den Fenstern.

Ja, wenn bloß dies unselige Bankett in Pilsen nicht gewesen wäre! Wie sie alle getobt hatten und gebrüllt, und dazwischen gellte es ihm immer wieder in den Ohren, wie der Caraffa geschrien hatte: „Déchirez la lettre!“

Nur daran nicht denken, um Christi Willen, nur daran nicht — nein, er hatte doch ganz etwas anderes im Kopfe gehabt? Ja so: kaum ein Jahr später hatte zu Fastnacht die große Gasterei bei den Hohbergs in Fürstenstein stattgefunden mit Ringstechen und Tanz und Maskeraden drei Tage lang. Da war er den böhmischen und schlesischen Standesherrn dann endlich präsentiert worden. Er setzte sich wieder an den Tisch und schrieb das Datum nieder: den 16. Februar 1619. Die Praschmas, die Dietrichsteins, die Clams, die Lobkowitzes, die Ballestrems, ja die Herzöge von Brieg und Liegnitz, alle waren gekommen und hatten ihn zum ersten Male in der Würde des „Heiligen Römischen Reiches Semperfrey“ gebührend aufgenommen. Das Fest war fürstlich gewesen, die Damen verwirrend in der Pracht ihrer Gewänder voll von Kleinodien und Perlen. Mit edlen Weinen und köstlichen Speisen waren sie traktiert worden, und bei dem Turnier hatte er sich auszeichnen können auf seinem herrlichen arabischen Schimmelhengst.

Als Ritter Sankt Georg war er erschienen, genau so, wie er ihn in Florenz gesehen hatte, von Donatello's Hand künstlich gemeißelt. Eine Rüstung aus Silber hatte er sich anfertigen lassen, das Pferdezeug hatte von Gold gegläntzt. Das Haar war gestuht, daß es wie eine Kappe von Schafpelz auf seinem Kopfe lag. Um die Schultern geknüpft trug er ein Stück himmelblauen Luchs aus Flandern.

Bei diesem Turnier nun hatte er zum ersten Male Barbara-Agnes erblickt, die Schwester der Herzöge von Brieg und Liegnitz. Sie trug einen kostbaren Mantel von weißem Atlas, Zobel verbrämt und eine große, gelbe Straußfeder auf dem Barett. Unbeschreiblich fein und vornehm war sie ihm erschienen. Sie hatte bei der pockennarbigen Gräfin Gaschin gestanden, die wegen ihrer schief liegenden Augen und des kurzen, schwarzen Kraushaars nur der Rosenobrist genannt wurde. Daneben freilich hatte Barbara-Agnes ausgesehen wie ein heller, schöner Engel. Nicht einen Augenblick hatte er sie aus den Augen gelassen während des ganzen Spieles, und zum Schluß, als die Preise verteilt wurden, war er auf seinem Maph vor die Tribüne gesprengt, hatte sich das schöne, blaue Tuch von den Schultern gerissen und es mit einem Schwunge der Fürstin vor die Füße gebreitet. Alles hatte Beifall geklatscht und ihn von dem Augenblick an als den rechtmäßigen Partner der hochedlen Pfaffenfürstin betrachtet. Frauen ihrer Art kannte er damals kaum, wußte noch nicht, daß Vornehmheit auch Kälte und Feinheit vielleicht Schwäche bedeuten könnte.

Sie wolle nach Wien, um die Hoffeste beim Kaiser Ferdinand zu besuchen, hatte sie ihm gesagt, und die Frauen hatten von einem bevorstehenden Verlöbniß mit dem ungarischen Herrn von Odescalchi geflüstert. Nie hätte er sich getraut, um sie zu werben, kaum daß er gewagt hatte, bei der Chaconne den Brokat ihres Kleides zu berühren. Nur von weitem sie anbeten dürfen mit der ganzen Kraft seiner inbrünstigen Seele, das hatte er sich gewünscht.

So war er bis ins Herz erschrocken, als nach Monaten die Fürsten von Brieg und Liegnitz in seinen Schloßhof ritten und ihm ohne lange Umschweife die Hand ihrer Schwester antrugen.

Es wurde bei diesem Zusammensein viel von Mitgift, von Witwenrente und Sicherstellung von Geldern geredet und zum Schluß ein Ehevertraktat aufgesetzt, den er bedingungslos unterschrieb.

Wie in einem Laumel lebte er bis zur Hochzeit: er, der kleine Landbaron, Bräutigam der hochgeborenen Herzogin von Liegnitz, dieses Himmelsbilds an Reinheit und Güte — es war nicht zu begreifen!

Viel später erst hatte er erfahren, daß seine Braut um drei Jahre älter war als er, daß verschiedentlich Verlöbniße gescheitert waren, und ihre Brüder bereits an eine Versorgung als Stiftspriorin gedacht hatten.

Mitbestimmung über ihr Vermögen war ihm nicht zugestanden worden. Was tat das — er war reicher als mancher regierende Fürst im römischen Reich und glücklich, der Angebeteten seinen großen, schönen Besitz zu Füßen zu legen.



Was würde sie sagen zu Kemnitz, zu Warmbrunn, zum Rynast, zu Trachenberg und seinem geliebten Greiffenstein? Würde sie die Berge ebenso lieben wie er?

Ach, Herr, laß unsere Sehnsucht nie Erfüllung werden!

Hans-Ulrich ging jetzt im Zimmer umher. Die Kerzen brannten so rasch herunter, das Wachs mußte nichts taugen.

Wie sollte er das nur alles jemals zu Papiere bringen? Über seine Ehe würde er ohnedies nichts aufschreiben. Es ging keinen etwas an, daß er erschrocken war, als die Kammerfrau seiner Gemahlin das juwelschwere Staatskleid öffnete und zwei magere blasse Arme zum Vorschein kamen. —

Aber schlimmer war es, daß sie beide nicht die gleiche Schwingung hatten, daß Barbara seinem heißen, frohen Herzen immer ihre stumpfe, nüchterne Gemessenheit entgegenstellte. Niemals gab es ein Widerklingen, ach, das Instrument ihrer Seele hatte keine Saiten, die Blüte ihres Herzens keinen Duft!

Sie waren nach Kemnitz gezogen. — Das Schloß war wohllicher für eine Dame als die winklige, altfränkische Burg. Barbaras kühle Hände führten ein straffes Regiment. Die strenge Etikette nach spanischem Vorbild wie am Hofe zu Wien war ihr Ideal. Die kleinen Freuden des Alltags wurden verpönt. Von Vorschriften und Verbeugungen zu leben wie ein Hofräulein, wäre ihr Element gewesen. Aber das schlimmste von allem, es gab keine Geselligkeit mehr bei den Schaffgotts, die Gespielen seiner Jugend scheuten der neuen Herrin kalten Hauch.

Der Absturz aus allen Himmeln war wohl zu groß gewesen, er, Hans-Ulrich, erkrankte in seiner Seele für lange Zeit. Nichts konnte ihn mehr freuen, selbst die Geburt seines ersten Sohnes ging ohne Eindruck an ihm vorüber. Der Frühling brachte ihm keinen Frohsinn und der Sommer keine Lust. Seine Leute, die er liebte, trugen veränderte Gesichter, und wenn man mit ihnen redete, kam es wie Sägespäne aus ihrem Munde. Die Verwaltung seiner Güter, die Besorgung seiner Ämter waren ihm mühseligstes Geschäft, Jagd und Fischfang so fade, daß es nicht mehr lohnte, den Fuß vor die Schwelle zu setzen. Wie mit grauen Spinnweben überfrohen war das ganze Leben. Wenn man sich nur einmal hätte aufschließen können vor einem Menschen in all den Jahren, aber wen hatte man so erprobt im Leben, daß man sich ihm anvertrauen konnte?

Vielleicht wäre ihm damals ein Hauskaplan vonnöten gewesen, wie ihn sein Großvater noch auf dem Greiffenstein gehabt, aber sein Vater war ja zum lutherischen Glauben übergetreten, und die Schaffgotts beichteten schon lange nicht mehr.

Manchmal schlich er sich heimlich zu den Häusern der Bauern und sah neidvoll durch die kleinen Fenster, wenn sie in ihren Spinnstuben beim Rienspan saßen und es fröhlich herging zwischen Burschen und Mädchen. Hinter den Bergen war Krieg, und ihre kleinen Gehöfte waren schon jetzt bedroht. Würde er ihnen helfen können und sie schützen, wie sie es von ihm erwarteten?

Eines Tages im Spätsommer wanderte er allein hinauf ins Gebirge. Am Fuße der Schneekoppe stand

eine einsame Hütte. Als Knabe war er einmal dort vorbeigekommen. Es war bei einer Jagd gewesen, die ganze Gesellschaft vorausgeritten, und er plötzlich allein vor einem riesigen Hang blauen Enzians. Das hatte er nie vergessen können. Danach hatte er plötzlich eine solche Sehnsucht bekommen, nach der Baude und dem Enzian. Als ob ihn das erlösen könnte von allem Übel.

In Giersdorf hatte er sich ein Pferd gemietet, aber vom AnnaKirchlein an war er wieder zu Fuß gestiegen. Wie ein Berg aus Lapislazuli hatte der Kamm vor ihm gelegen.

Unterwegs traf er den Baudenwirt. Er trug eine Krage auf dem Rücken.

„'s sieht schlecht aus hier droben, Herr“, fing der Bauer gleich an, „in Scharen kommen sie übers Gebirg, die Kroaten und Böhmen. Werden uns totschlagen, alle miteinander! Fressen uns jetzt schon raßekahl. Schlimme Zeiten, Herr.“

Er hatte kaum hingehört. „Und blüht der Enzian schon?“ hätte er gern gefragt. Aber der Mann redete weiter:

„Und der Schaffgotsche kimmert sich nich! Da war sein Vater hochselig a anderer Herr. Immer ruff uff de Berge. Alle Wochen Jagden und großen Troß, ließ den gemeinen Mann auch was verdienen!“

Jetzt horchte er, Hans-Ulrich, schon hin; aber ehe er etwas sagen konnte, brach es plötzlich aus dem Lannendickicht wie ein gejagtes Stück Wild.

„Jesses Christes, die Angeneta“, hatte der Bauer geschrien.

Ein Mädchen stand atemlos vor ihnen. Ihr dunkles Kraushaar hing voll Gestrüpp, Rock und Nieder waren verschoben, die nackten Beine von Dornen zerkratzt.

„Sie sind hinter mir hergewest, zwei Stunden lang“, stieß sie keuchend hervor, „wie die leibhaftigen Satane haben sie ausgesehen, aber jetzt habe ich sie gefoppt“, lachte sie, „unters Reifig hab ich mich geduckt, da sind sie an mir vorbeigerast.“ Sie rückte ihr Leibchen zurecht.

Der Baudenwirt jammerte: „Ne, ne, ei unserem Gebirge, wo a Weibsbild so sicher war wie ei der Kerche.“

„In die Seiffenhäuser will ich, Breitnerwirt, geht der Herr auch mit?“

Er hatte genickt; zu dreien gingen sie weiter.

„Seht Herr“, begann der Breitner wieder, „der alte Gnädige hätte längst a Regiment Reiter zusammen, da tät es Hellebarden regnen, daß sich kein Sch...kerl zu uns rüber traute.“

Am Wege standen Arnikablumen, Angeneta bückte sich danach.

Die Häuslein vor ihnen wurden größer, aus dem obersten ertönte Gesang, ganz deutlich konnte man es hören:

„Auf grüner Heid, im freyen Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen:
Im engen Bett, da einer allein,
Muß an die Todesreihen,
Hie aber sind er Gesellschaft fein . . .“

Dann kam ein Windstoß.

Angeneta verabschiedete sich. Sie gab ihm die Hand und machte einen Knig.

„Am Abend komme ich zu Eurer Frau, Breitnerwirt“, rief sie noch über die Wiese.

Im Feuerloch war das Holz wieder verkohlt. Der Herr von Schaffgotsch setzte sich mechanisch auf den kleinen Schemel davor und legte neues auf.

Als sie dann in die kleine Baude traten, schwirrte es von Militär.

„Alles Offiziere von Fortun“, erklärte der Breitner geringschätzig, „hab die Lausferle schon als Roggbuben gekannt. Sind nicht weit von hier gewachsen.“

Laut und vergnügt ging es her in der niedrigen Stube. Der Baudenfranzel klimperte auf seiner Zither, eine Magd hantierte mit Krügen und Bechern, die behäbige Wirtin schaffte mit rotem Gesicht vor dem lodernden Feuer. Sie reichte ihm den bloßen Unterarm zum Gruße.

„Auf der Bank dort hinten ist noch Platz für den Herrn. Ihr Herrn Dragoner, rickt a bissel z'samma“, hatte sie gerufen.

Und wie er da gefessen hatte zwischen den jungen munteren Kerls, die so gesund nach Leder und Pferden rochen und ausfahen, als hielten sie das heiße, schöne Leben selber in ihren Fäusten gepackt, da war etwas aufgesprungen in ihm — ach, die Angeneta hatte eine so warme, kleine Hand gehabt — sein Blut hatte angefangen zu rauschen, und mit einem Glücksgefühl ohnegleichen im Herzen hatte er eingestimmt, als sie sangen:

„Laßt uns unsern Tag genießen,
Gott weiß, wo wir morgen sind!“

Dort nun, in der niedrigen, verräucherten Koppensbaude, war sein Entschluß zum Reisen gekommen.

Mitten in dem Trubel hatte dann die Angeneta vor ihm gestanden und gesagt: „Kommt mit, Herr, ich zeig' Euch was!“

Von keinem bemerkt, schlüpfen sie aus der Hütte. Angeneta ging voran auf dem weichen Wolfsgras ein Stückchen die Lehne hinauf. So leicht atmete es sich auf den Bergen! Wie sie die Kammhöhe erreicht hatten, und die böhmischen Täler vor ihren Augen in der Tiefe lagen, breitete es sich zu ihren Füßen, endlos weit, den ganzen Abhang hinunter, blau von Enzian.

„Hier wollen wir bleiben“, hatte er zu Angeneta gesagt.

Sie setzten sich ins Gras. Angeneta pflückte eine Blume und hielt sie ihm an die Schläfe: „Eure Augen sind blau wie die Enziane, Herr.“

Er hielt ihre Hand fest, da lachte sie: „Ich weiß etwas, Herr.“

„Was weißt du, kleine Angeneta?“

„Ich weiß, wer Ihr seid.“

„Das ist nicht schwer, ein Wanderer bin ich, der die Freude sucht.“

„Mehr, Herr, der Hans-Ulrich seid Ihr. Ich hab Euch mit dem Wegrer gesehen auf den Rynast reiten.“

„Wirft du mich verraten, Angeneta?“

„Wenn Ihr es nicht mögt, Herr.“

Ihre kleinen, braunen Zehen spielten mit den Grashalmen.

„Hast du einen Liebsten, Angeneta?“

„Freilich, Herr, den Hampel-Gottfried aus Petersdorf, ein schöner Bursch, aber Ihr seid seiner.“

Als ihm dann Angeneta auf dem kleinen, dunklen Heuboden in die Arme stürzte, war alles tiefe, selige Ruhe gewesen.

Drei Tage blieb er auf dem Gebirge. Mutig wie ein junger Stier eilte er heim. Unterwegs lachte es immer in ihm: Heinrich, der Wagen bricht, nein, Herr, es ist ein Band von meinem Herzen.

Nur jetzt nicht nach Remniß zurück, dort lauerte ja die alte böse Krankheit, noch war die Starre nicht allzulange von ihm gesunken.

Barbara — allein gelassen — war nur zu glücklich, die Beziehungen zu den fürstlichen Brüdern nun wieder stärker aufnehmen zu können.

Vom Greiffenstein aus schrieb er mit großer Beschleunigung an die Kaiserliche Majestät zu Wien, an die schlesischen Landstände, an seine Verwalter und viele Dienstleute. Kaum sechs Wochen später stand ein Regiment zu Roß unter seinem Kommando. Die Reiter waren fast alles Burschen aus seinen Dörfern gewesen, auf Säulen aus seinen Ställen. Da war es, wie wenn die Scholle mitritte, als sie dann zu Felde zogen, hochgemut und stolz, und er des Regimentes Führer und Beschützer wurde.

Die Kerzen im Raume waren eine nach der anderen verloschen. Das erste blasser Frührot zeigte sich schon am Himmel. Da ging der Herr von Schaffgotsch endlich in das Gemach nebenan, entledigte sich der Oberkleider und warf sich totmüde auf das Bett.

* * *

Gleich nachdem die Wachen aufgeschlossen hatten, kam Constantin mit dem Frühtrunk herein. Als er seinen Herrn tief atmend auf dem Bett liegend fand, schlich er sich lautlos wieder aus dem Gemach. Gottlob, daß der Herr wenigstens am Morgen schlief; denn in der Nacht war er viele Stunden ruhelos hin- und hergegangen, das hatte er, Constantin, ganz deutlich im unteren Stockwerk gehört. Ach, nichts wie Kummer und Herzeleid alle Tage, und kein Ende davon war abzusehen! Seufzend setzte er sich in seine kleine Stube ans Fenster, nahm des Herrn Kleider und Wäsche zur Hand und flickte, so gut er konnte, was zerrissen war. —

Unterdessen schritt ein Fremder, ganz in Gedanken versunken, die steile Straße zur Festung hinauf. Er trug die lange, schwarze Coutane und den flachen Hut der Herren von der Kongregation Jesu. Sein Gesicht war hübsch, wenn auch von durchsichtiger Blässe, die Folge wochenlangter Exerzitien. Seit einem Jahre schon gehörte Ignatius Kahl zum Corpus Societatis seines Ordens, was bei seiner Jugend als Auszeichnung galt. Nun hatte er zum ersten Male einen Auftrag von der Generalassistentz erhalten, dessen Durchführung seine Begabung auf die Probe stellen sollte.

Der Pater Lamormaini, Kaiser Ferdinands allmächtiger Beichtvater, wünschte nämlich, daß an dem schlesischen Herrn von Schaffgotsch Bekehrungsversuche gemacht würden. Er hielt es nicht für angängig, und Ignatius Kahl war ganz seiner Meinung, daß ein Paladin der römischen Krone, dem über 200 000

Morgen Landes mit ungezählten Seelen gehörten, geheiligte Traditionen der ältesten irdischen Institution einfach fallen ließ, um sich einer neuen, aller Disziplin hohnsprechenden Sekte anzuschließen. Waren Dogmen etwas anderes als z. B. das Symbol der Majestät? Ein Fortfahren auf dieser Linie bedeutete Auflösung und zuletzt das Chaos, Zusammenhänge, die der kleine Herr von Schaffgotsch natürlich nicht übersehen konnte. Luthers Thesen in Ehren, aber sie waren in den Himmel gedacht, ohne jedes seelenerkennende Untergerüst. Sollten denn die jahrhundertalten, sorgfältig gesammelten Erfahrungen sublimster Geister bald gar nichts mehr zu sagen haben in dieser Welt? „Die Praxis“, dachte der Pater Ignatius Kahl, „würde es schon erweisen, daß die hilflose Menschenseele nicht ohne Stützung der weisen katholischen Kirche auskommen könne. Was Auflehnung und selbstherrliche Gedanken anrichteten, hatte man ja bei den Wallensteinschen Offizieren gesehen, die zum großen Teil Protestanten waren. Ungeachtet ihrer Eidspflicht hatten sie dem Friedländer durch dick und dünn ihre Gefolgschaft zugesichert, das grenzte ja an Hochverrat. Selbstredend mußte solchen Auswüchsen ein Riegel vorgeschoben, sozusagen ein Exempel statuiert werden. Die Kaiserlichen Räte Schlick und Trautmannsdorff hatten zu dem Zweck mit anderen den General von Schaffgotsch herausgegriffen. Er dünkte ihnen unter den ungetreuen Offizieren ganz besonders verabscheuungswürdig, weil er Vasall des Thrones und von ihm mit Ehren überhäuft worden war. Die freiherrlichen Besitzungen und der Reichtum an Dukaten“, Pater Ignatius nickte

lächelnd mit dem Kopfe, „werden den Herren in Wien wohl auch eine angenehme Aussicht bedeuten.“ Diese Hoffnung sollte zunächst werden. Pater Lamormainis Blick war geschulter und reichte weiter als der kleiner Kanzeleigehirne. Ihn verlangte es seit langem, dieses ungebundene Schäflein der Herde zurückzuführen. Das reiche, wertvolle Geschlecht derer von Schaffgotsch sollte in Zukunft unverbrüchlich zur hierarchischen Kirche gehören. Dafür wollte sie ihm schon jetzt, sozusagen auf Vorschuß, ihre sehr wirksame Protektion angedeihen lassen. Heute nun sollte Pater Ignatius Kahl den ersten Vorstoß versuchen.

Er wohnte seit einigen Tagen in Glas und hatte durch kluges Herumhören und vorsichtiges Fragen manches Wissenswertes in Erfahrung gebracht. Der Freiherr sei 38 Jahre alt und ein gottesfürchtiger Mann, hatten die Gläser erzählt, verabscheue aber alle Geistlichkeit, gleich welcher Konfession. Seine Dienstleute liebten ihn und seien von seiner Unschuld überzeugt. Seine Kinder befänden sich seit dem Tode seiner Gemahlin im Schutze der Baronin Maltzahn, seiner vielgeliebten Stiefschwester.

In den Wiener Hofkreisen übrigens galt der Herr von Schaffgotsch für einfältig. „Ein Mann ohne Allüren“, hatte ihm Trautmannsdorff gesagt, „der am liebsten mit seinen Dragonern schwätzte und soff.“

Nebenher hatten sich in der Stadt natürlich allerlei Legenden um die Person des vornehmen Gefangenen gebildet. Er sei so reich, hatte man im Gasthaus zum Adler erzählt, mit seinen Dukaten könnte die Straße von Glas nach Wien gepflastert werden. Ein alter

Soldat wollte wissen, der Herr von Schaffgotsch besitze außer seinen Schlössern in Schlesien einen Palast in Venedig. Er sei ganz und gar aus Bergkristall und schwimme auf dem Wasser. Und nachts, wenn die goldenen Kronleuchter brennten, funkele er wie ein einziger, großer Diamant. Wallenstein sei ganz neidisch gewesen und habe seinen getreuen Diener Johannes Walter nach Venedig geschickt. Der hätte nun all die Pracht gesehen und davon erzählt. Die Semmelträgerin munkelte von einem Pferdefuß des Gefangenen, und die Frauen vom Kloster Beatae Mariae Virginis bekreuzigten sich, als hätte er vom Gottseibeius gesprochen und nicht von der freiherrlichen Erzellenz. Der Kammerdiener Wegrer wiederum galt für unnahbar und ziemlich grob. Aber er war katholisch, und das würde ihm eine Hilfe sein.

Der Pater hatte das Hoftor erreicht und schritt gemessenen Ganges in den großen, viereckigen Hof. Ein Wachthabender kam auf ihn zu und fragte nach seinem Begehr.

Er käme von dem Collegium in Breslau, antwortete Ignatius, und wünsche den Kammerdiener Constantin von Wegrer zu sprechen. Der Wachtmeister nickte und wies über den Hof auf die kleine, braune Tür, die zu Constantins Stube führte.

Beim Eintritt so ungewöhnlichen Besuches erhob sich Constantin sofort, schlug das Kreuz und machte einen Schemel frei für den vornehmen Gast.

„Er ist der Kammerdiener Seiner Gnaden, des Freiherrn von Schaffgotsch“, begann der Pater vorsichtig.

„Zu dienen, Hochwürdigst, seit zwölf Jahren.“

„Ich hoffe, Sein Herr befindet sich bei guter Gesundheit, mein Sohn?“

„Wie das so in den Zeiten liegt, Euer Würden.“

„Ich habe die Absicht, in den nächsten Tagen Seinem Herrn einen Besuch zu machen“, rückte der Pater vor.

„Zuviel Mühe, Hochwürdigst“, wehrte Constantin, „mein Herr gehört nicht zu unserer Kirche.“

„Ja, aber es könnte doch sein, daß Seine Erzellenz in so schweren Zeiten eine seelische Unterstützung brauchte.“ Die hohe Kirche, fuhr er fort, danke dem Freiherrn gar viel, der so lange für die heilige Sache gestritten habe.

„Haltet zu Gnaden, Herr, wer wollte glauben, daß es in diesem Krieg um die Konfessionen geht. Mein Herr ist zum Schutze Schlesiens und seiner Bauern in den Krieg gezogen.“

„Trotzdem will die Kirche sich dankbar erweisen. Unser Schuß hat sich noch immer als der wirksamste gezeigt.“

„Mein gnädiger Herr“, erwiderte Wegrer, „ist sich keiner Schuld bewußt und glaubt an die Gerechtigkeit seines kaiserlichen Herrn.“

„Auch Majestäten können irren, mein Sohn, bestell Er das dem Freiherrn von Schaffgotsch.“

Ignatius Kahl erhob sich.

„Aber Er ist ein braver Christ und besucht auch am Sonntag die Messe, wie ich gehört habe.“

Constantin senkte demütig die Stirn, und der Jesuit machte zum Abschied das Zeichen des Kreuzes darüber.

Am Nachmittag war der erste Schnee gefallen. Er lag nun in dicken Polstern auf Firsten und Dächern und erhellte auch das Gemach des Gefangenen ein wenig.

Der Freiherr saß mit aufgestügtem Kopfe an seinem Tisch und blätterte in Luthers Schriften. Constantin ging mit allerlei Beschäftigung in dem Gemach hin und her.

„Die heiligen Weihnachtsfeiertage werden kommen“, dachte er, „und wir sitzen noch immer hier!“

„Mit meiner Lebensgeschichte wird es nun doch nichts, Constantin“, unterbrach der Freiherr das Schweigen. „Wenn man ehrlich sein wollte, würde man schamlos, und umgekehrt hätte das Ganze keinen Sinn!“

„Ach, viel mehr bedrängt mich jetzt das Schicksal der Kinder! Die Knaben werden sich helfen, aber um das Mägdlein ist mir bange. Sie ist immer ein so empfindsames Vögelchen gewesen.“

Luther sagt hier, daß ein Mensch sein Kind nicht anders achte denn als einen köstlichen, ewigen Schatz, der ihm von Gott befohlen sei zu bewahren. Und . . . er wird von ihm gefordert werden am Tod und Jüngsten Tag mit gar scharfer Rechnung. —

„Alles, was Luther schreibt, ist mit so sehr aus dem Herzen gesprochen, Constantin.“

„Ja, aber es wäre vielleicht doch gut, den Jesuiten zu empfangen.“

„Luther hat uns gezeigt, daß man fromm sein kann ohne Kirche und ohne Mönche und Kirchenfürsten.“

„Schon recht, Herr, für uns! Aber die Kinder werden einen Schuß brauchen, wenn . . .“ Constantin

sing an zu stottern, „. . . wenn es bei uns noch etwas dauern sollte.“

„Für die Kinder wäre es vielleicht das richtigste, sie kehrten in den Schoß der alten Kirche zurück. So ein Pastorlein wie der Thiele in Obergiersdorf ist ein sehr braver Mann, aber was kann er ausrichten gegen die irdischen Mächte dieser Welt? Meine Güter“, seufzte der Herr von Schaffgotsch, „stecken gar vielen schon jetzt in die Augen.“

Vom Hof her drang Lärm in ihre Abgeschiedenheit, vermischt mit dem heiseren Gegröhl von Männerstimmen.

„Da unten feiern sie einen Sieg der Kaiserlichen“, erläuterte Constantin, „dazu hat es heute noch Löhnung gegeben. Wird ein schönes Saufgelage werden. — Mit Eurer Ruhe heute nacht wird es nicht viel sein, Herr.“

„Hoffentlich ladet dich die Garnison ein auf ein Glas, Constantin. Es ist Zeit, daß du mal eine Veränderung hast. Wenn du Geld brauchst, du weißt, wo es liegt.“

Begrer mußte schlingen, etwas Schweres saß ihm in der Kehle.

„Ach, Herr, Ihr seid die Güte auf Erden . . .“ Jetzt hörten sie jemanden die Treppe herauftrampeln.

„. . . und ich könnte die ganze Masbände ermorden, ach, ich erstick noch an all der Wut in meinem Leibe!“

Schon wurde geklinkt und der dicke Wachtmeister Dnosrius Schwedler stand in der Thür. Sein feistes, schnauzbärtiges Gesicht sah noch röter und vergnügter aus als gewöhnlich. Mit der brennenden Kerze in der Hand suchtelte er gefährlich hin und her.

„Es wär gut“, blubberte er los, „wenn der Herr Kammerdiener mechte schon jetzt das Abendessen holen. Wir wollen heute um sechs abschließen, da muß der Herr Wegrer mal unten speisen. — Großer Sieg, Herr Baron, trara, trara!“ Dnofrius Schwedler schluckte, daß ihm der Bauch wackelte.

„Unflätiges Schwein“, fuhr Wegrer los.

„Mach keine Geschichten, Constantin, geh die Suppe holen“, und lächelnd zu dem dicken Wachthabenden gewandt, sagte der Herr von Schaffgotsch:

„Ich freue mich über den Sieg, Wachtmeister, und das hier vertrink er für mich auf das Wohl des Kaisers.“

Mit einer raschen Bewegung ließ Schwedler den Taler in sein Wams gleiten. Erst drehte er sich einen Augenblick nach dem verschwindenden Constantin um, dann wankte er blinzelnden Auges auf den Freiherrn zu.

„Der Waldstein ist wiedergekommen“, raunte er ihm ins Ohr, „haben ihn gar nicht ermordet, hat sich nur versteckt gehalten in den böhmischen Wäldern. Na, Glück zu, Ferdinandus!“ Er lachte kollernd, bis er sich verschluckte. Sanft drückte ihn der Herr von Schaffgotsch zur Türe hinaus.

Wegrer kam dann noch mit dem Essen, wünschte gute Nacht und ging betrübt davon.

Sofort nahm Hans-Ulrich Feder und Papier zur Hand. Heute würde ihn das Alleinsein nicht so bekümmern, ihm war ein glücklicher Gedanke gekommen. An seine Eminenz den Kardinal von Olmütz, Fürsten Franz von Dietrichstein wollte er schreiben. Er war zwar nur ein Bekter zweiten Grades, aber bestimmt der mächtigste und unabhängigste unter seinen Ver-

wandten. Wenn einer überhaupt etwas auszurichten vermochte für seine Kinder, so würde er es sein.

Die Feder kratzte eilig die lange Anschrift über den großen, weißen Bogen, dann schrieb der Freiherr, er bäte inständigst den durchlauchtigsten Herrn Bekter, sich der Not und Verlassenheit seiner armen, lieben Kinder anzunehmen im Falle seines Todes und schon jetzt im Zustand seiner eigenen bedauerlichen Ohnmacht, usw. —

Inzwischen tobte im Erdgeschoß die Siegesfreude. Vor lauter Jubel hatte der Schwedler nun gar noch vergessen, hinter dem Wegrer abzuschließen, aber weder er noch der hochgeborene Gefangene waren des gewahr geworden.

In der ganzen Festung gab es nur einen Menschen, der wußte, daß die Behausung des kaiserlichen Gefangenen die ganze Nacht offenstehen würde, das war die kleine dunkeläugige Böhmin, die sich seit Tagen in der Garnison herumtrieb. Sie hatte unten gestanden am Fuße der kleinen Treppe, als der besoffene Wachtmeister heruntergestapft kam, und ihn samt seinen großen Schlüsseln in ihre festen, braunen Arme genommen. Dem Schwedler, der seine Sinne so nicht mehr beisammen hatte, vergingen sie nun vollständig.

„Das is 'ne Kröte“, ächzte er, „tut am Tage, als ob sie nicht auf drei zählen könnte, aber küssen kann das kleine Luder . . .“

Jetzt hatte sie ihn so weit, nun würde er sie so bald nicht mehr loslassen. Bereitwilligst setzte sie sich ihm auf den Schoß an dem langen Tisch in der Wachtstube und trank aus seinem Glase den dunklen, süßen Ungarwein, von dem ein Behneimer-Gaß zur Feier bereitstand.

Um sie herum hockte es dicht gedrängt voll Soldaten und Mägden. Einer spielte die Strohsiedel, und es war bald ein Gebrüll, daß keiner sein eigenes Wort verstehen konnte.

„Zeig deine Hand, Wachtmeister“, befahl das Mädchen. „Bobuschka wird dir sagen, was deine Zukunft bringt.“

Solgsam streckte der Schwedler eine dicke, rote Laze in den Lichtkreis des Kienspans.

„Oh, oh“, staunte das Mädchen, „Bobuschka sieht ja eine Schwadron Arkebusiere, die dem Herrn Schwedler gehört, zwei Schwadronen! Hier drei, ein ganzes Regiment Arkebusiere, und der Schwedler wird der Herr Obrist sein, bald!“

„Der Schwedler wird Obrist sein“, brüllte die ganze Gesellschaft, „Prost, Herr Obrist Schwedler, ha, ha!“

„Und ein großer Sieg“, schwatzte das Mädchen weiter, „und eine Burg! Und der Schwedler kniet vor dem Fräulein!“

„Der Schwedler kniet vor dem Fräulein, poß Donnerwetter, das müßt man sehen! Schwedler, vormachen! Schwedler, prost! Prost, Obrist Schwein!“

„Prost, Schwein“, grölte jetzt ganz deutlich der junge Korporal ihm gegenüber.

„Ich hör' wohl nicht recht“, keuchte der Schwedler, und schon hatte der drüben eins im Gesicht, daß ihm das Glas vom Munde flog. Der Korporal, nicht faul, schlug zurück. Jetzt schwankte der Tisch.

„Weiß schon, was dir nicht paßt, du eifersüchtiger Hengst!“ ächzte es aus dem Männerknäuel.

Schwedler und der Korporal rollten am Boden.

* * *

Das Mädchen war längst nicht mehr in der Wachtstube. Zitternd und mit fliegendem Atem stand sie vor der Wohnung des Gefangenen. Durch die Türrißen drang Licht — um Christi willen schnell, es war ja keine Minute zu verlieren. Leise drückte sie die Klinke nieder: „Ach, Madonna hilf, damit auch das letzte gelingt!“

Hans-Ulrich zuckte zusammen, dann sprang er auf: „Angeneta!“

„Ja, Herr, ich!“ Die Schöbeline war weiß wie die Wand, an der sie sich festhielt.

„Du mußt fort, Herr, schnell“, stieß sie heraus, „warm mußt du dich machen, es ist schon bitter kalt draußen, und du hast viele Monate keine Luft gespürt!“

„Warum gibst du mir nicht die Hand, Angeneta?“

„Alles will ich dir geben, Herr, nur später, nur jetzt nicht. Niemand weiß, daß die Tür heute nacht offen steht! Und die ganze Wachtmannschaft ist schon betrunken, noch eine halbe Stunde, und keiner merkt, wenn du die Treppe runterläufst! Du mußt an den Fenstern der Wachtstube vorbei!“ Ihr Mund zitterte so, daß sie die Worte gar nicht schnell herausbringen konnte.

„Ich werde dann tanzen, zur Strohsiedel, auf dem Tisch, und alle werden gloßen, und wenn sie mir werden die Kleider vom Leibe reißen, dann rennst du vorbei: gleich links in der Mauer ist eine kleine Tür, die trittst du ein. Draußen mußt halt sehen, wie du weiter kommst. Der Steig ist schmal und sehr abschüssig. Der Oberst ist unten in Glas, da ist auch großes Fest, feiert mit dem Landeshauptmann und dem Spitzweg im Schwarzen Adler.“

„Du mußt dich setzen, Angeneta, komm, laß mich dein Haar streicheln.“

Angeneta wehrte ihn ab. Sie öffnete die Thür einen Spalt und horchte hinaus. Der Lärm dauerte an, stoßweise wurde es lauter, jetzt sang alles.

„Gleich muß ich wieder runter, Herr, und du mußt dich eilen! Pack zusammen, alles Geschriebene hier auf dem Tisch, und Geld nimm mit!“

„Ach, kleine Angeneta, der Freiherr von Schaffgotsch darf nicht fliehen!“

„Herr, du weißt ja nicht, es steht schlimm um deine Sache! Ein Zeitungschreiber war da, der hat erzählt, sie wollen dir den Prozeß machen! Vor das große Gericht wirst du zitiert werden, und alle Kaiserlichen sind gegen dich!“

„Ich habe nichts zu fürchten, Angenetakind, und der Prozeß wird mir helfen, meine Schuldlosigkeit zu erweisen.“

„Sie werden dich foltern, Herr, weißt du nicht, was das heißt?“ Die Tränen rannen ihr jetzt über das blasse Gesicht. „Wir halten dich versteckt im Roten Grund, kein Mensch wird erfahren, wer du bist.“

„Wie lange habe ich dich nicht sehen können, Angeneta?“

„Ich weiß es nicht, Herr, du darfst nur nachts wandern, immer am Gebirge lang, tagsüber mußt du dich in den Wäldern halten!“

„Hast du denn den Gottfried nicht genommen, Angeneta?“

Da konnte sie das Schluchzen nicht mehr zurückhalten.

„Ich lieb nur dich, Hans-Ulrich Schaffgotsch.“

Von unten wurde gerufen, laut und heiser klang es bis zu ihnen: „Bobuschka, Bobuschka, kleine Kröte!“

„Ich muß fort, Hans-Ulrich, ich flehe dich an!“

Einen Augenblick hielt er sie in den Armen und Angeneta drückte ihr tränennasses Gesicht an seine Schulter.

„Der Wegrer weiß nichts von alledem“, flüsterte sie noch schnell, schon in der Thür, „es ist besser so. Ich komme dir nach, so rasch ich kann, am letzten Hause unter der Heuscheuer warte auf mich.“

Als Hans-Ulrich wieder an seinem Tisch vor dem angefangenen Brief saß, strich er sich wie benommen über die Augen! Litt er denn schon an Gesichtern, oder war das eben Erlebte ein holder Traum gewesen, aus dem er nur zu rasch erwacht war? Auf seinen Lippen spürte er noch den herben Duft ihres Haares. Liebkosend tastete er mit den Fingern nach der feuchten Stelle an seinem Koller.

* * *

Rossegetrampel und aufgeregte Kommandorufe weckten Hans-Ulrich zeitig am anderen Morgen. Eine Abtheilung Offiziere vom Regiment Tiefenbach war auf Befehl des Feldmarschalls Grafen Colloredo morgens gegen 4 Uhr — es herrschte noch tiefe Nacht — auf die Festung gekommen. Sie hatten den Auftrag, die Unterbringung und Haltung des kaiserlich inhaftierten Generals, Freiherrn von Schaffgotsch, zu kontrollieren. Was sie vorfanden, war nicht geeignet, Inspektoren still und friedlich wieder abziehen zu lassen. Oberst Coppello, rasch ernüchtert, bemühte sich zwar, die

Angelegenheit beizubiegen und den Herren Offiziers klarzumachen, das Quartier würde täglich um 4 Uhr aufgeschlossen, aber es hatte wohl nichts genützt. Der kaiserliche Gefangene wurde einige Tage später mit einer Kalesche abgeholt und unter starker militärischer Bedeckung für immer aus Glaz fortgebracht.

* * *

Wüst und zerschunden lag der heilige Boden des Deutschen Reiches. Von planvoller Feldarbeit war weit und breit nichts mehr zu sehen. Nur an den glücklichen Stellen, wo die Schöpfung sich selbst überlassen war, reiften auch in diesem Jahre getreulich Äpfel und Birnen auf den Bäumen, bedeckten sich die Wiesen mit dem Lächeln zahlloser Herbstzeitlosen.

Constantin von Wegrer ritt auf einer abgekehrten, müden Stute nordwärts durch das Land. Hinter ihm her ratterte eine elende Karre mit seiner und des Herrn von Schaffgotsch letzter Habe.

Wieviele Monate waren es seit damals, seit man sie fortgeschafft hatte von der schlesischen Festung, acht vielleicht, und es schienen ihm viele Jahre zu sein, ein unerträglich langes, kummervolles Leben. Ach, Glaz, das kam ihm jetzt vor wie eine Freudenstätte nach allem, was sie später hatten erdulden müssen, sein geliebter toter Herr und er!

Die Blätter fielen schon von den Bäumen, und es war noch ein so weiter Weg bis zur Heimat. Vor einem Monat war er von Regensburg losgeritten, zerbrochen und todkrank, und nur ein Funke hielt ihn noch am Leben: nach Hause!

Wien, Pilsen, Budweis waren drei weitere Leidensstationen gewesen, schließlich hatte man sie in die große Reichsstadt Regensburg gebracht, wo die hohen Gerichtshöfe tagten. Dort war es dann losgegangen mit endlosen qualvollen Verhören, und Constantin hatte gar bald die erschreckliche Gewißheit erlangt, daß der Prozeß nur zum Scheine geführt wurde.

Das Geschrei um die Friedländische Konspiration in Wien und allen Landen war so groß gewesen, daß sich die Herren Befehlshaber und Minister beim Kaiser und vor der Welt elendiglich blamiert hätten, wenn nichts bei der dringlichst erwarteten Untersuchung herausgekommen wäre. Und weil der Freiherr von Schaffgotsch der kaiserlichen Hofjustiz nicht sagen konnte, was sie hören wollte, hat man ihn erbarmungslos gefoltert. Als auch da Hans-Ulrich seine Meinung nicht geändert hatte, war der Qualen kein Ende gewesen.

Großer Gott, was hatte ihm dieser Graf Böz alles zur Last gelegt! Mit dem Friedländer zusammen hätte er — das konnte auch nur ein ganz Unkundiger sagen — den statum politicum in Schlessien invertieren und Ihrer Majestät Dero hohe Regalien entziehen wollen. Schaffgotsch erzeige sich gleichsam als der Direktor dieses gefährlichen Tradiments.

Dann war wieder extrahiert worden, er hätte etliche Fürstentümer Schlesiens zum Abfall bringen und Teile davon an Polen ausliefern wollen. Das erweiterte die Verschwörung zu einer Verletzung der Majestät.

Wenn sie das geahnt hätten, wäre es besser gewesen, König Wladislaw hätte den Bittbrief an Kaiser

Ferdinand für den vornehmen schlesischen Adligen nicht geschrieben.

Von der berühmten Clemenz des löblichen Hauses Oesterreich hatte der arme Herr von Schaffgotsch nichts zu spüren bekommen. Auf sein Gnadengesuch, in dem er noch einmal mit Gott und reinem Gewissen bezeugte, daß er von des Friedländers böser Absicht nichts gewußt habe, erfolgte keine Antwort.

An das Ende wollte Constantin dann gar nicht mehr denken, an die Tage und Nächte, wo er, der Gemerkte, ihn und die paar Getreuen noch getröstet hatte, an den herzzerbrechenden Abschied, an seine gütvollen letzten Dankesworte.

Weinend schüttelte Constantin die graugewordenen Strähnen aus dem Gesicht. Er küßte den schönen mit Diamanten besetzten Ring, den ihm der Herr zum Abschied und zum Gedenken geschenkt hatte. Ab und zu wendete er den Kopf nach dem Wagen, der das blutige Richtschwert nach dem Greiffenstein zog.

So ritt Constantin von Wegrer viele Wochen. Wenn ihn das Fieber zu sehr schüttelte, sah er unablässig die zerbrochenen Glieder seines Herrn, fühlte sie in seinen Händen, wie er sie unter Tränen gesalbt und gerieben hatte, oder er hielt schreiend viele Stunden das abgeschlagene bleiche Haupt in seinen Armen und küßte wieder und wieder das toterstarrte, geliebte Angesicht.

„Wie sie mich zurichten, so will ich vor Gottes Thron treten“, war einer der letzten Sätze des Herrn gewesen. Mit den Schwurfingern hatte er zum Himmel gezeigt, als sie ihn auf den Richtplatz geführt hatten: „Dich,

Göß; fordere ich am Tage der Auferstehung vor das jüngste Gericht.“ Schauerlich hatte es über die Heide geklungen.

Ja, auf der Heide hatte er immer sterben wollen, auf der grünen Heid', im freien Feld. Es war eine andere Heide geworden, als die er sich gewünscht hatte!

Von Zeit zu Zeit befete Constantin laut vor sich hin:

Anima Christi, sanctifica me,
Corpus Christi, salva me
Sanguis Christi, inebria me,
Aqua Lateris Christi, lava me — — —

Kam er dann abends in eine Schenke, fiel er totmüde von seinem Pferd und flüsterte unter Fieberschauern: „Sie haben ihn ans Kreuz geschlagen, um seine Güter haben sie gewürfelt.“

Die Menschen um ihn lachten belustigt: „Ein Narrischer ist gekommen!“

„So viele Schmerzen hat er getragen!“ stöhnte Constantin weiter.

„Haben dich am Ende in den Kreuzzügen verloren“, meinte ein Wißiger. Wurde Constantin wütend, hingen sie ihm wohl ein Kalbsfell mit langen Ohren über und riefen ihm, das Narrenhandwerk zu betreiben, das brächte heutzutage noch Geld.

Nur weiter, weiter! Gab es denn nirgends mehr Ruhe auf dieser blutgetränkten Erde, Ruhe vor den Gedanken, Ruhe vor den Menschen, Ruhe vor den Schrecken dieser Welt?!

Er näherte sich jetzt den heimatlichen Bergen. Jrgendwo stand eine kleine Hütte auf einer weiten

grünen Wiese; er hätte nicht mehr sagen können, wie der Ort hieß; aber seine alte Mähre fand schon den Weg.

Als er dann durch das schöne, große Dorf Schreiberhau ritt, erkannte niemand in dem hageren, grauen Reiter den hübschen, flotten Constantin, Seiner freiherrlichen Gnaden bewährten Kammerdiener.

In der Spinnstube saß eine alte Frau auf der Ofenbank und hielt den Rosenkranz in den abgearbeiteten, müden Händen. Sie betete wie alle Tage in der Dämmerung für den fernen geliebten Sohn. Ihre Sinne hatten sich allmählich mehr nach innen gerichtet. Deshalb hörte sie auch jetzt den vertrauten Hufschlag nicht, auf den sie so viele Jahre gewartet hatte. Erst als Constantin schon in der Stube stand, blickte sie auf: „Sohn, bist du es?“

Da brach Constantin schluchzend vor ihr in die Knie.

„Mutter, sie haben seinen Leib gefoltert, die Glieder haben sie ihm mit Gewalt zerbrochen, das Haupt haben sie ihm abgeschlagen.“

Die Mutter verstand nicht mehr, was den Sohn so sehr bekümmerte, aber sie lachte nicht. Mit ihren greisen Händen streichelte sie die kranke, zerquälte Stirn: „Mein armes Kind, ich weiß es ja, Er ist das Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“

Reise nach Sagan

Der Fürst von Benevent, Graf von Talleyrand-
Périgord, ehemaliger Bischof von Autun, Oberst-
kämmerer Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen,
fuhr in seiner großen Reisekalesche vierspännig auf der
Chaussee zwischen Leipzig und Sagan. Er kam aus
Erfurt vom Fürstentag und wollte nach Jarvornic,
an der böhmisch-schlesischen Grenze, wo er den Bot-
schafter Seiner K. K. Apostolischen Majestät, Clemens
Metternich, in dessen Jagdhaus zu einer möglichst
geheimen Unterredung treffen wollte. Der junge öster-
reichische Diplomat hatte sich wenige Tage in Wien
aufgehalten und sollte gerade auf seinen Posten nach
Paris zurückkehren, da ließ sich diese Begegnung, an der
beiden sehr viel lag, leicht und unauffällig arrangieren.

In dem Wagen fuhr es sich angenehm. Der Fürst
hatte ihn in Straßburg bei Ginzrot nach eigenen An-
gaben bauen lassen. Er war mit besonders guten
Federn und einer komfortablen Innenausstattung ver-
sehen. Trotzdem fühlte sich der Fürst ermüdet und an-
gegriffen. Das Reisen war ihm in letzter Zeit sehr
lästig. Das Leben hatte überhaupt seit einigen Jahren
merkwürdig an Reiz für ihn verloren, selbst die Politik,
seine große Leidenschaft, vermochte kaum noch, ihn
sonderlich zu erregen. Er hatte wohl zu viel erlebt,
kannte zu viele Menschen.

Seitdem er die Fünfzig überschritten, hatte es auch körperlich einen Ruck gegeben, die Elastizität hatte nachgelassen, Ärger und Aufregungen legten sich ihm neuerdings auf die Nieren, die Torheiten der Menschen machten ihn nervöser als früher, kurz, er hatte „kulminiert“, wie er Freunden gegenüber im Scherz zu sagen pflegte. Aber die Jahre waren es nicht allein, die ihn so mißmutig machten. Die verunglückte Ehe mit Madame Grand, zu der er sich leider, nicht zum kleinsten Teil vom Kaiser, hatte überreden lassen und die so viel Staub aufgewirbelt hatte, war eine Zeit voll Verdruß und Unannehmlichkeiten gewesen, was er noch immer nicht vergessen konnte.

Sonderbar, solange diese Frau seine Geliebte war, hatte sie Charme und Grazie bewiesen, war sie ein entzückender, immer reizvoller Zeitvertreib gewesen, hatte sie ihm wohlthuendes Vergessen im Drange schwieriger politischer Geschäfte gebracht. Von dem Tage an, da sie seinen Namen trug, als Fürstin Talleyrand zu repräsentieren, im Kreise der internationalen Gesellschaft, des Adels, der Diplomaten und ihrer Frauen aufzutreten hatte, wirkte sie wie ein trauriges kleines Huhn unter Goldfasanen. Ihre neue Umgebung kleidete sie nicht, dem Vergleich mit anderen Frauen hielt sie nicht stand, und seine entzauberten und enttäuschten Augen sahen bald ihre Fehler, vor allem ihre Geistlosigkeit und ihren Mangel an Erziehung, nur allzu deutlich. So war rasche Trennung geboten, ehe man sich vollständig lächerlich machte, ein Odium, das er bei seiner Stellung schlecht gebrauchen konnte.

Wieviel vergebliche Mühe und Aufregungen das Leben so mit sich brachte! Die Anstrengung um Befreiung vom Zölibat und um Erlangung des päpstlichen Heiratskonsenses gehörte auch dazu. Er seufzte jetzt und sah zum Fenster hinaus. Die Landstraßen waren durch die vielen marschierenden Truppen in Preußen wirklich in einem desolaten Zustand, da nützte der bequemste Reisewagen nichts. Durch die Rüttelerei fing auch das linke Bein, das Schicksalsbein, wie er es nannte, denn es hatte ihn bestimmt, die geistliche Karriere einzuschlagen, wieder an zu schmerzen, was auch nicht zur Erheiterung seines Gemütes beitrug. Und er brauchte doch seine Kräfte, er mußte unbedingt seine alte Frische zurückgewinnen, die Schwingungen wieder fühlen, ohne die keine Leistungen möglich waren. Sollte er vielleicht auch nach dem Wunderbade Karlsbad gehen wie dieser Weimariische Premierminister und Dichter von Goethe, den er soeben in Erfurt kennengelernt hatte? Weimar ließ einem vielleicht die Zeit dazu, Frankreich nicht. Frankreich verlangte Kräfte und Zeit und verbrauchte sie. Und doch gab es für ihn nichts anderes.

„Frankreich als Frankreich zu dienen und nicht nur einer bestimmten Staatsform“, das war die große Idee seines Lebens. Die aber konnten seine Standesgenossen nicht begreifen. Nie würden sie ihm verzeihen, daß er am 14. Juli 90 auf dem Marsfelde als Bischof von Autun die Fahnen eingesegnet und somit die Verfassung sanktioniert hatte. Konnte man sich als gebildeter Mensch gegen Dinge auflehnen, die unabwendbar waren? Hatte er nicht des Königshauses

und des Adels Bestes gewollt, als er den neuen Kurs mitmachte, und wäre nicht noch vieles zu retten gewesen, wenn man auf ihn gehört hätte? Aber ihnen allen ging es nur um ihren Stand, ihre Interessen, ihren Besitz. Selbst der Papst erzeigte sich als kurzichtig, um die Dinge zu übersehen und hatte ihn exkommuniziert. Als dann mitten im Chaos Napoleon sich so wunderbar bewährte, den Frieden von Campo-Formio schloß, erkannte er blitzartig die Größe dieses sonderbaren Mannes, ahnte in ihm die übermenschlichen Kräfte, die erforderlich waren, um dem ruinierten Frankreich wieder aufzuhelfen. Daran mitzuarbeiten war immer sein brennender Wunsch gewesen, er hatte sich deshalb mit Erfolg schon unter dem Direktorium um das Portefeuille des Außenministers beworben. Später, als die große Napoleon-Begeisterung einsetzte, zur Zeit, da der Konsul das Konkordat zustandebrachte, hatten sich auch reaktionäre Herren des „ancien régime“, wie der Graf von Châteaubriand, für den neuen Mann begeistert, was aus der überschwänglichen Widmung seines Buches „Der Geist des Christentums“ zu ersehen war. Talleyrand mußte lächeln, die Begeisterung hatte nicht lange vorgehalten. Nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien war René Châteaubriand anderer Meinung geworden.

Und er selbst? Hatte er nicht auch seine Ansicht geändert? Glaubte er noch an den Stern dieses einzigartigen Mannes? Hielt denn dieser Bonaparte sein Geschick noch in den Händen, oder war er nicht viel mehr der Spielball schwerer Schicksalsmächte geworden, die ihn zum Werkzeug machten, zur Geißel Europas?

Seit der Salbung durch Pius VII. war Napoleons Mentalität wie verwandelt. Bekrönte Häupter schienen der Verwirrung stärker ausgesetzt zu sein als andere Köpfe. Was sollte aus Frankreich werden, wenn der Kaiser das Schicksal weiter so herausforderte? Dachte er überhaupt noch an Frankreich? War ihm dies Land nicht viel zu klein und eng, und sah er sich nicht schon als Herrscher der Welt?

Nach Tilsit hatte er, Fürst Talleyrand, seine Demission erbeten. Er konnte diese wahnsinnige Politik nicht mehr mitmachen. Napoleon, der ihn schätzte und fürchtete zugleich, erschrak, doch seine Verblendung ließ sich nicht raten. Er machte Champagny zu seinem Nachfolger. Aber Champagny war ein Popanz, und der eigentliche Außenminister war er nach wie vor, nur daß ihn seine Unabhängigkeit jetzt dazu berechtigte, Privatpolitik zu treiben. Zu diesem Zweck fuhr er heute nach Böhmen zum schönen Metternich; denn in ihm, dem Fürsten Talleyrand, sah man im Ausland Frankreich, in dem Kaiser nicht mehr.

Die Verständigung mit dem Botschafter würde trotz des Altersunterschiedes eine leichte sein, sie sprachen beide die Sprache des alten, hohen Adels, und die war international. Dagegen war das Reden mit dem Kaiser in letzter Zeit eine Qual, er war eben doch ein Emporkömmling und „leider so schlecht erzogen“. Ihm, seinem ehemaligen Außenminister, schien er nicht mehr wohlgesinnt, wenigstens hegte der Fürst den Verdacht, daß der Kaiser ihn pekuniär ruinieren wollte, seitdem er die spanische Königsfamilie als Gefangene auf seinem Landsitz Valençay untergebracht hatte.

Der Befehl, den Prinzen von Asturien und seine Geschwister nach Möglichkeit „königlich“ zu amüsieren, kostete den Fürsten seit Monaten ein Vermögen.

Ach, Balençay war ein Juwel mit seinen wunderbaren alten Bäumen, seinem stilvollen Schloß, seinen Landschaften, die still und groß waren wie Claude Lorrainsche Bilder. Seine Sehnsucht dorthin wurde alle Jahre stärker und verließ ihn kaum noch. Nein, von Balençay würde er sich nicht trennen, aber sein Pariser Palais in der Rue Saint-Florentin wollte er, wenn es schon sein mußte, Napoleon zum Kauf anbieten. Vielleicht beruhigte das die Leidenschaft des Kaisers. Auch war er, um ihn versöhnlich zu stimmen, seiner Einladung nach Erfurt zum Kongreß, an dem ihm mehr lag, als der Kaiser ahnen durfte, nach einigem Zögern bereitwilligst gefolgt.

Seine Unterredungen in Erfurt mit dem Zaren, diesem begabtesten unter den vielen anwesenden Fürsten, hatten zu angenehmster gegenseitiger Verständigung geführt. Er hatte dem von Idealismus und jugendlicher Begeisterung erfüllten Monarchen vorsichtig seine kulturelle Aufgabe, die in einer Befriedigung Europas zu erblicken war, ans Herz gelegt. Der Zar hatte sich geschmeichelt gefühlt und sein Wohlwollen dadurch zur Kenntnis gebracht, daß er ihm den Annenorden mit Diamanten überreichte und ihn dabei auf die Prinzessin Dorothea Biron aufmerksam machte, die jüngste Tochter der verwitweten geistreichen Herzogin Anna Dorothea von Kurland, die, bildschön, reich, klug und umworben, vielleicht als Frau für seinen Neffen Edmond von Périgord in Frage kam. Er hatte sich

untertänigst bedankt für diesen kaiserlichen Wink und war nun im Begriff, auf seiner Reise nach Böhmen unter irgendeinem Vorwande in Sagan sich diese gepriesene junge Dame einmal anzusehen.

Da er keine Kinder hatte, war ihm der älteste Sohn seines Bruders Archembaud, den er über die Laufe gehalten und bei dessen Erziehung er gewichtige Worte mitgesprochen hatte, besonders ans Herz gewachsen, er sah in ihm seinen künftigen Erben. Die Vorliebe für den Neffen beruhte nicht zum wenigsten auf einer ins Auge fallenden Ähnlichkeit zwischen Onkel und Neffen. Edmond war wie alle Périgords schlank und hoch gewachsen und besaß die in Frankreich seltenen grünlichblauen Augen der Familie. Leider machte dieser Neffe, der das Ansehen und die Machtstellung seines Onkels auszunutzen verstand, der Familie in letzter Zeit seines leichten Lebenswandels wegen berechnigte Sorge. Deshalb war dem Fürsten die Aussicht auf eine günstige Verheiratung außerordentlich angenehm.

In Cottbus hatte man Relais genommen, und nun ging es mit neuen Kräften weiter. Die Straße, die nach Sorau hin besser wurde, erlaubte einem vielleicht, etwas zu lesen. Der Fürst griff in die große Tasche am rechten Wagenschlag und holte ein Paket Zeitungen heraus.

Im Journal des Débats fiel sein Auge auf einen Artikel über konstitutionellen Monarchismus von Benjamin Constant, den ihm sein Sekretär angestrichen hatte. Der Aufsatz schien leidlich zu sein. Die Bossische Zeitung, die er sich gestern in Erfurt besorgt hatte, brachte hauptsächlich ausführliche Berichte über den

Kongreß, die ihn sehr langweilten. Aber da war etwas Unnehmbares, im Observateur stand eine genaue Beschreibung des neuen Fulton'schen Schiffes, welches mit Dampf betrieben wurde und ein Wunder an Sicherheit und Geschwindigkeit sein sollte. Das würde den Kaiser wahrscheinlich begeistern, hierin würde er glauben, Mittel und Wege gefunden zu haben, um mit England abzurechnen; denn er ließ sich ja leider nicht davon überzeugen, daß Frankreich Englands Freundschaft brauchte.

Der Fürst hatte nun genug von der Politik. Er wollte sich ablenken und blätterte in einigen mitgenommenen Büchern herum. Da war ein Band von einem Engländer, namens Byron, er trug noch den Papierstreifen mit dem Vermerk des Buchladens: „Sobeben erschienen“. Was die Leute so alles druckten heutzutage! Das Viellesen war auch eine Erfindung dieser unmöglichen Bourgeoisie. Nur damit die Verwirrung in den verehrlichen Köpfen noch größer würde, dachte der Herr von Talleyrand. Er war heute schlecht gelaunt und warf den Band zum Wagenfenster hinaus.

Gelangweilt dehnte er jetzt die Glieder, diese Reise wollte kein Ende nehmen. Das kleine Nest namens Sorau hatte man hinter sich, nun mußte doch endlich Schlessen kommen, das vielberühmte Schlessen, um dessen Besitz der große Seigneur von Preußen mit solcher Energie zehn Jahre Krieg geführt hatte. Er nahm die Karte zur Hand und das Vergrößerungsglas und suchte sich seine Reiseroute. Natürlich, man war bereits im Herzogtum Sagan.

Der Fürst blickte zum Fenster hinaus. Zunächst sah es hier auch nicht viel anders aus als in der Mark Brandenburg. Kiefern- und Fichtenwald, ein paar saubere Wirtschaften, aber immer noch Sand. Die rötlichen Strahlen der untergehenden Sonne machten die Landschaft ganz annehmbar. Wie warm es jetzt noch war, Anfang Oktober. Der Sommer 1808 wollte kein Ende nehmen. Er mußte jetzt wieder an Erfurt denken. Vor acht Tagen hatte er dort im Salon der Fürstin Thurn und Taxis Daru's Intendanten, einen jungen Franzosen namens Beyle, kennen gelernt. Dieser kleine, etwas dickliche Offizier, der in seiner freien Zeit schriftstellerte, las an diesem Abend — wahrscheinlich nicht unabsichtlich — aus einem Entwurf zu seinem Roman vor, den er „Le Rouge et le Noir“ nennen wollte. Das hatte ihn, den Fürsten Talleyrand, sehr interessiert, denn „Le Rouge et le Noir“ spielten auch in seinem Leben eine bedeutende Rolle, d. h. „le Noir“ hatte ausgespielt, dafür war die Politik getreten, aber „le Rouge?“ Dem kleinen intellektuellen Adjutanten war es wohl zuzuschreiben, daß der General in letzter Zeit mit Vorliebe über geistige Dinge redete. In das Gespräch zwischen dem Kaiser und Herrn von Goethe hatte er sich auch hineingemischt. Die Bemerkung über den Mahomet, die er sich erlaubt hatte, stammte doch bestimmt von Beyle.

So weit war der Herr von Talleyrand in seinen Gedanken gekommen, als ein plötzlicher Ruck den Wagen zum Stehen brachte. Die Hei ducken sprangen von ihren Sätzen, jetzt kletterte auch der Courier vom Bock

und meldete, der vordere Achsenarm schiene angebrochen zu sein.

Der Fürst stieg aus dem Wagen und hielt Umschau. Man befand sich auf freier Strecke, fern von jeder Ortschaft, rechts Wald, links ein großes Feld, in der Ferne ein Bauer, der pflügte.

„Wie weit ist es bis in die Stadt Sagan?“ fragte er den Kutscher.

„Höchstens eine gute Postmeile, Durchlaucht.“

„Schön, dann fahren wir im Schritt bis in die Stadt und bitten die Herzogin von Kurland um Unterkunft. Die Achse wird in Sagan erneuert. Wir reisen dann erst morgen weiter.“

Während die Dienerschaft um die Kalesche bemüht war und der Kutscher versuchte, die angebrochene Stelle im Holz mit Strippen zu befestigen, kam der Gepäckwagen mit dem Sekretär und dem Kammerdiener Sr. Durchlaucht angerollt. Ehe der Sekretär begriffen hatte, daß der Wagen hielt, stand der Fürst an dem Schlag. Erschrocken streckte Herr Dr. Maillard den Kopf zum Wagenfenster hinaus. Sein rotgeschlafenes Apfelgesicht bemühte sich, möglichst intelligent auszusehen und mit devotester Miene die Befehle seines Herrn entgegenzunehmen.

„Maillard, Sie fahren voraus, erkundigen sich nach dem Schloß Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin von Kurland — es soll unmittelbar bei der Stadt Sagan liegen — und überreichen dort meine Karte. Selbstverständlich mit vielen Entschuldigungen der späten Stunde wegen. Wir hätten unterwegs Malheur gehabt und bäten untertänigst um Aufnahme für die Nacht.

— Sie können noch hinzufügen, ich brächte Grüße von Sr. Majestät, dem Kaiser von Rußland.“

Herr Maillard verneigte sich diensteifrig im Wagen. Die Aussicht, bald in ein Quartier zu kommen, und sicherlich in kein schlechtes, war ihm nicht unangenehm. Er winkte eilig dem Kutscher, die Pferde zogen an und ratterten mit dem Wagen davon.

Der Fürst ging unterdessen ein paar Schritte auf der Landstraße auf und ab. Der Zufall, dachte er, kam ihm ja auffallend entgegen. Er verschaffte ihm mit dem Achsenbruch einen ausgezeichneten Vorwand und ersparte ihm eine Ausrede, um in Sagan seinen Besuch zu machen.

Der Kutscher meldete, der Schaden wäre so weit behoben, und es könne vorsichtig weitergefahren werden. In sichtlich besserer Stimmung stieg der Fürst wieder ein, er freute sich auf sein Reiseziel.

In aller Eile machte er jetzt, so gut es während des Fahrens ging, mit Hilfe von kölnischem Wasser und einem kleinen Handspiegel Toilette; denn die Fahrt ging ihrem Ende zu. Der Wagen rumpelte bereits über die Katzenköpfe des Saganer Pflasters. Kleine, geduckte Stadthäuser versperrten den Ausblick auf Landschaft und Himmel; schmale Gassen, dumpfige Luft, wenige Menschen, ein paar, die neugierig stehen blieben, eine Kleinstadt wie viele.

In der Ferne tauchte auch schon Herr Dr. Maillard wieder auf, er kam eilig mit fliegenden Rockschößen die Straße heruntergelaufen und verbeugte sich ganz ergebenst vor dem Wagenschlag. Er meldete, daß man nur um die Ecke zu biegen brauche, dann sähe man

bereits das Parkgitter des fürstlichen Schlosses. Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin befanden sich zur Zeit auf Reisen, aber die Haushofmeisterin, Baronin Dönhof, und die jüngste Prinzessin Tochter wären zugegen und bereit, Durchlaucht zu empfangen. Sehr zufrieden mit dieser Botschaft, öffnete der Fürst den Wagenschlag und nötigte seinen Sekretär, ihm gegenüber im Wagen Platz zu nehmen.

Schloß Sagan lag in tiefstem Frieden, fern von allem politischen Getöse inmitten der herbstlichen Pracht seines Parkes, als der hohe, schwere Reisewagen des Fürsten Talleyrand über die gelbe, mit Putten besetzte Sandsteinbrücke in den Schloßhof knirschte.

* * *

Ein paar Stunden später saß Herr Dr. Maillard beim Scheine zweier Kerzen in einem der vielen Gastzimmer des Schlosses und schrieb an seine Braut, Yvonne Latour, nach Meudon bei Paris. Er drechselte lange, ehe er den richtigen Anfang fand; denn er legte Gewicht darauf, daß seine Briefe stilistisch gefeilt und inhaltlich nicht gewöhnlich waren, wie es seiner Meinung nach der Stellung, die er bei einem der bedeutendsten Männer Frankreichs innehatte, entsprach. Er begann mit einigen zierlichen Redewendungen, dann kam er auf die Fahrt zu sprechen und schrieb unter anderem folgendes:

„Die Reise von Erfurt über Leipzig nach Schlesien war sehr beschwerlich und langweilig. Kurz vor Sagan erlitt der Wagen des Fürsten einen Achsenbruch, so daß wir unsere Reise nicht fortsetzen konnten und ge-

zwungen waren, in Sagan zu bleiben. Dem Fürsten wird der unfreiwillige Aufenthalt nicht sehr angenehm sein, denn soviel ich weiß, sollten uns Curiere mit wichtigen Nachrichten heute nacht in Breslau erwarten. Mir selbst kam die Unterbrechung ganz gelegen, ich fühlte mich von der dauernden Rüttelei im Wagen recht unwohl und angegriffen. Zum Glück fanden wir Aufnahme in einem sehr ansehnlichen, großen Schloß, das elegant und modern eingerichtet ist. Es gehört den Prinzessinnen Biron von Kurland, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte. Ich hatte auch noch nie etwas von einem Fürstentum Sagan gehört. Hieran sieht man wieder, wie wichtig das Reisen ist. Ich erhoffe mir davon den größten Wert für meine Bildung und nicht zum wenigsten für meine künftige Karriere, meine liebe Yvonne, denn ich fühle täglich mehr die Fähigkeiten zum Diplomaten in mir und rechne bestimmt bei einer Reaktivierung meines Herrn, die nicht ausbleiben kann, mit einem Posten als Botschaftsattaché.

Übrigens, der Fürst wußte sogar in dieser entlegenen Provinz Bescheid und schickte mich sofort ins Schloß, Quartier zu machen. Inzwischen habe ich mich nach verschiedenem bei dem Kammerdiener erkundigt, um morgen im Falle eines gemeinsamen Mittagmahles nicht ganz unwissend zu sein. Das Fürstentum Sagan gehört seit ungefähr zwanzig Jahren den Biron von Kurland (letztes eine baltische Provinz, gehört politisch zu Rußland). Fürst Peter ist im Jahre 1800 gestorben und hat eine Witwe und vier Töchter hinterlassen. Davon sind drei bereits verheiratet. Die jüngste be-

grüßte uns bei unserer Ankunft. Außer ihr ist zur Zeit nur noch die Haushofmeisterin Baronin Dönnhof (schwieriges Wort, sprich Deunhove) anwesend, da die Herzogin-Witwe sich auf Reisen befindet. Die Baronin Dönnhof begrüßte meinen Fürsten in recht gebrochenem Französisch und stellte Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Dorothea, vor. Der Fürst bat sofort, sich keine Mühe zu machen, er rede ebenso gern deutsch, worauf die Dönnhof aufatmete und gesprächiger wurde. Die Prinzessin, soweit ich es bei der Kerzenbeleuchtung sehen konnte, scheint sehr jung zu sein und sieht ungewöhnlich, vielleicht könnte man sagen, apart aus. Jedenfalls ist sie ein Typ, der bei uns nicht vorkommt. Auf den Fürsten machte sie großen Eindruck, das merkte ich gleich, denn er sah sie unentwegt an, ohne ein Wort zu sagen. Durchlaucht hat ja, wie Du weißt, einen etwas ausgefallenen Geschmack. Übrigens meinetwegen kannst Du unbesorgt sein, meine süße Dvonne, Deine braunen Kehaugen, Deine zarte, rosige Haut, Deine volle und doch schlanke Gestalt, Dein reizendes Geplauder dulden keine Vergleiche.

Während wir mit den Damen einige Höflichkeiten austauschten, kam ganz atemlos der Güterdirektor der Fürstin, ein ehemaliger Rittmeister Graf Dohna, herbeigeeilt, der von der Haushofmeisterin gebeten worden war, bei dem Empfang zu assistieren, und sich verspätet hatte. Er begleitete uns jetzt in den linken Flügel des Schlosses, wo mehrere Gemächer für uns zurechtgemacht waren und in einem sehr hübschen, kleinen Salon ein Souper bereitstand, da die Damen leider schon zu Abend gespeist hatten. Sie waren, wie ich glaube,

vorsichtig genug, die fremden Gäste erst mal in Augenschein zu nehmen. — Ich hatte dann die Ehre, mit dem Fürsten zu essen, und sitze nun in meinem Schlafzimmer, um Dir, leider nur schriftlich, wieder von neuem meine Liebe zu versichern. Für heute will ich meinen Brief schließen, denn ich bin, wie Du Dir denken kannst, außerordentlich müde.“ — Nun folgten viele innige Grüße und der Rosenname des Dr. Maillard.

Wenige Minuten noch, und der fürstliche Geheimssekretär streckte seine müden Glieder wohligh und zufrieden zwischen die kühlen Linnen des herzoglich Saganschen Gastbettes.

* * *

Der nächste Morgen brachte abermals strahlenden Sonnenschein. Der Fürst stand am geöffneten Fenster seines Schlafzimmers, polierte seine Fingernägel und sah immer wieder mit leuchtenden Augen und heiterem Lächeln über die grünen Rasenhänge und die riesigen alten Bäume des Parks. Ganz leise war das gurgelnde Plätschern von Wasser zu hören, das von der schmalen, silbernen Linie im Hintergrunde kam und diese spinnende Ruhe wunderbar belebte.

Karl Moritz von Talleyrand spürte ein Wohlbefinden wie seit Jahren nicht. Alle Melancholie, aller Ärger, alle Schmerzen waren wie weggeblasen. Er hatte wundervoll geschlafen, ganz leicht mit angenehmsten Träumen in dem schönen, großen Mahagoni-Bett unter dem blaugrauen, silbrig besternten Damasthimmel. Das luftige, geräumige Schlafzimmer hatte ihm gleich sehr gefallen. Es war nach neuesten Grundsätzen klar

und übersichtlich eingerichtet, die Möbel im modernen griechischen Stil, die Wände ohne Besspannung, einfarbig getönt. In dem angrenzenden kleinen Gemache hatte ihm sein Kammerlakai das Bad zurechtgemacht, ihn dann massiert, und nun war er fast fertig angekleidet. Ein Diener des Hauses brachte den Morgenkaffee auf silbernem Tablett und bestellte in schwer verständlichem Deutsch, Ihre Durchlaucht, Prinzessin Dorothea, hätten die Absicht auszureiten, ob es Er. Durchlaucht genehm wäre, mitzureiten, da der durchlauchtigste Reisewagen doch vor 4 Uhr nachmittags nicht fertig sein würde.

Der Fürst mußte über die Redewendung lachen, er war überhaupt in wunderbarer Laune. Leutselig bedankte er sich bei dem Diener, klopfte ihm auf die Schulter und steckte dem erstaunten Alten einen Napoleon d'or in die gallonierte Tasche.

„Bestell Er Ihrer Altesse, ich stände in zehn Minuten zur Verfügung.“

Dann setzte er sich, um zu frühstücken.

War es nicht alles wie ein Traum hier in Sagan? Dieses erfrischte Erwachen heute morgen, das himmlische Wetter, der wunderbare Blick in den Park und die Aussicht, mit der schönsten aller Frauen stundenlang auszureiten! Zu reiten und nicht zu gehen. Auch das war unbeschreiblich günstig; denn beim Reiten sah man den kleinen Schönheitsfehler seines Ganges nicht, und er wirkte insolgedessen nie so vorteilhaft wie zu Pferde.

„Alphonse, die Reitstiefel!“

Wie bezaubernd die Prinzessin gestern abend ausgesehen hatte! Sie war zart in den Schultern und

höchstens mittelgroß. Das auffallendste an ihr waren die Augen, diese sehr schmalen, blauen, langbewimperten Augen, die zusammen mit dem Elfenbein-Limbe der Haut und der braunen geraden Linie des Haaransatzes eine berückende Farbensomposition bildeten. Er hatte bei ihrem Anblick sofort den Eindruck großer Kostbarkeit gehabt. Gestern abend trug sie ein Kleid aus naturfarbenen Spitzen mit einer kleinen Rüsche um den viereckigen Ausschnitt, hoch gegürtet nach neuester Mode. Das tabakfarbene Haar wippte in einer einzigen Locke über der Stirn und war von einem saphirfarbenen Band zusammengehalten. Raffinierterweise hatte das Band genau dieselbe Nuance gehabt wie ihre Augen.

Der Fürst stand auf, er fuhr eilig in den grünen Reitrock und griff nach der Gerte. Das Leben begann wieder zu glänzen, die Jahre fielen von ihm ab, der alte, kühne Eroberer in ihm erwachte. Ein Ruck in den Ärmeln, ein letzter Blick in den Spiegel, dann machte er sich auf den Weg, der Baronin Dönnhof seine Aufwartung zu machen.

Er schritt den langen, weißen, mit einem dicken, roten Teppich belegten Gang entlang, der am Ende eine Biegung machte, und stand unversehends vor der Prinzessin, die schon im Reitkleid, den faltigen Rock über dem linken Arm, den kleinen schwarzseidenen Dreimaster auf dem Kopf, an ein Fensterbrett gelehnt, auf ihn zu warten schien. Überrascht und vor Freude fast verwirrt, verneigte er sich zum morgendlichen Handkuß. Bevor er sprechen konnte, sagte die Prinzessin:

„Sie wollen gewiß zur Baronin Dönnhof, Fürst, das ist nicht nötig, sie liest jetzt ihre ‚Schlesische Zeitung‘,

da darf sie nicht gestört werden. Der Roman ist so spannend, wissen Sie, und natürlich wird sie alles auswendig lernen, was über Sie und Erfurt darin steht, und wer alles Orden bekommen hat. Kommen Sie, hier geht es in den Hof, die Pferde werden sonst unruhig und Dohna harret auch schon voll Ungeduld der hohen Dinge, die da kommen sollen.“

„Wie Sie befehlen, Alteffe.“

Wenige Minuten später setzte sich die Kavalkade hufeclappernd in Bewegung. Vornweg ritt die Prinzessin, rechts von ihr der Fürst. In einigem Abstand folgten Graf Dohna und Dr. Maillard, und in einer weiteren Entfernung schlossen sich zwei Stalldiener dem Zuge an.

„Ich will Ihnen ein Stückchen von unserem Lande zeigen, Fürst“, sagte die Prinzessin.

„Sehr gnädig, Alteffe, ich freue mich ungemein.“

„Wie haben Sie geschlafen bei uns . . . und geträumt?“

„Vorzüglich, Alteffe, ich bin dem Schicksal für den Achsenbruch außerordentlich dankbar.“

„Sonst wären Sie nicht zu uns gekommen?“ fragte die Prinzessin. Ohne den Kopf zu wenden, schielte sie ein bißchen zu ihrem Gast hinüber.

„Vielleicht doch“, antwortete der Fürst, „nur hätte ich meinen Besuch auf meine Rückreise verschoben.“

Leise war das Knirschen der Sättel zu hören, angenehm vermischte sich der Duft des Leders mit dem herbstlichen Geruch der Erde und des Waldes. Sie ritten eine Weile schweigend nebeneinander her, dann begann die Prinzessin wieder:

„Sehen Sie, Fürst, unser Land bietet nichts Besonderes, dafür haben wir es auch ganz für uns allein. Es ist wunderbar einsam.“

„Sie langweilen sich nicht, Alteffe?“

„Nein, ich liebe Sagan, ich bin die einzige in unserer Familie, der es wirklich ans Herz gewachsen ist. Meine Schwestern, als sie noch unverheiratet waren, sehnten sich im geheimen nach Kurland zurück, und Mama liebt Löbichau mehr, weil es näher bei Weimar liegt. Ich bin hier aufgewachsen und weiß nichts von Mitau, für mich ist Sagan die Heimat. Ich liebe alles hier, die Felder und den Wald, die Leute und den Park und das Schloß.“

„Das Schloß“, fiel der Fürst ein, „ist sehr eindrucksvoll, es ist wuchtig und erinnert an die Stadtburgen florentinischer Granden, und doch wirkt es beschwingt und elegant.“

„Ich freue mich, daß Sie das empfinden; für mich sind seine Proportionen das angenehmste, was ich kenne. Die Ähnlichkeit mit Florenz wird schon stimmen, denn das Schloß ist von italienischen Werkleuten gebaut worden. Wallenstein soll damit angefangen haben, aber er wird wohl über das Ziegelbrennen nicht hinausgekommen sein; denn er hat Sagan nur vier Jahre besessen. Nein, der großzügige Schloßbau ist den Lobkowitz' zu danken, das ist böhmischer Adel“, setzte die Prinzessin erläuternd hinzu, „die haben jahrzehntelang daran gebaut. Von ihnen kaufte mein Vater das Fürstentum. Der Besitz war sehr heruntergewirtschaftet und verwahrloft. Meine Mutter hat viel für Sagan getan, z. B. die Bildergalerie und die Bibliothek sind

allein Mama zu verdanken. Ich muß Ihnen nachher unseren Velasquez zeigen, Fürst, und den schönen Corregio. Im Park ist die Drangerie am Bober Mamas Werk, ich führe Sie heute nachmittag dorthin — falls es Sie interessiert?"

„Ich freue mich ungemein darauf, Alteffe!“

Wieder sah die Prinzessin prüfend mit halbgesenkten Augenlidern zu ihrem Begleiter hinüber. Es war gar nicht einfach, so einen fremden Besuch einigermaßen zu unterhalten. Er war recht schweigsam, der hohe Herr. Ob er sich langweilte? Aber schöne Augen hatte er, das mußte man ihm lassen.

„Meine Familie“, fuhr sie eifrig fort, „hat sich von jeher in diese Gegend gezogen gefühlt, Mama sagt immer, sie verbindet die Großzügigkeit des Ostens mit deutscher Ordnung und Sitte. Als mein Großvater noch ein berühmter Mann war und ganz Rußland regierte, war er schon vorausschauend genug, die Herrschaft Groß Wartenberg zu erwerben. Dort sitzt jetzt mein Vetter Calyrte von Biron. Es ist nicht weit von hier, wir besuchen uns öfters.“

„Haben Sie viel Verkehr auf dem Lande, Prinzessin?“

„Nicht sehr viel, Fürst, die Standesherrn haben fast alle kein Geld. — Man seufzt hierzulande unter napoleonischer Besatzung“, fügte sie ein wenig malitiös hinzu, „und wenn wir nicht unser Geld vom Zaren Alexander bekämen, ginge es uns auch nicht besser.“

Der Fürst war bezaubert, er war so bezaubert, daß es ihm schwer fiel, dem zu folgen, was diese kleine Person erzählte. Er sah nur immer die kurze, gerade

Linie der Nase, die geschwungenen, festen Lippen, das lebendige Blau der Augen, die reizvollen Bewegungen ihres Körpers. Jetzt streckte sie den Arm aus und zeigte mit der Reitgerte geradeaus.

„Sehen Sie dahinten, Fürst, die lange dunkle Linie, das ist der Grenzwald, bis dahin reicht unser Besitz.“

„Ja, ich sehe, Prinzessin, ein wunderschöner Besitz!“

Das Gelände stieg etwas an, die Pferde schnaubten durch die Nüstern, der kleine drahtige Hengst, den die Prinzessin ritt, biß spielerisch ins Zaumzeug. Der Fürst wäre am liebsten ohne zu reden immer so weiter und weiter geritten, nur erfüllt und beglückt von ihrer Atmosphäre, im Genuße des schönen Herbstvormittags, der ungestörten Landschaft, die er, und wäre sie öde und verlassen gewesen wie die russische Steppe, unbeschreiblich anziehend fand.

Die Prinzessin begann nun wieder mit einem kleinen Seufzer:

„Es ist traurig, in politisch so aufgeregten Zeiten leben zu müssen. Für diesen Winter war mein Debut in Berlin geplant. Ich hatte mich sehr auf das Theater und die Konzerte gefreut. Aber meine Mutter hat unser Palais in Berlin der Besatzung wegen verkauft, und so werden in diesem Winter für mich wohl nur ein paar dumme Tanzereien in Breslau herauskommen.“

„Daß der Krieg Ihr Programm so zerstört hat, bedaure ich aufrichtig, Alteffe. — Was die politisch aufgeregten Zeiten anbelangt, so möchte ich mir erlauben zu bemerken, daß eigentlich alle Zeiten politisch aufgeregte sind. Gibt es keine Kriege, dann sorgt das

Leben schon für Abwechslungen, die ebenso unerfreulich sind. Natürlich ist augenblicklich Preußen in keiner angenehmen Lage, aber erstens, scheint es mir, bekommt Preußen die Noth ausgezeichnet, es ist von einer noch nie dagewesenen geistigen Regsamkeit, die Philosophen und die Dichter schießen geradezu aus der Erde in diesem Lande, und dann ist doch der Kaiser ein Mann, der mit sich reden läßt. Sehen Sie, soeben hat er dem Herzogtum Sachsen-Weimar weitestgehende Erleichterungen gewährt, ja ich glaube, alle Zahlungen sollen gestrichen werden, weil der Kaiser sich von der Kultiviertheit einer kleinen Fürstin und dem Genie eines Dichters begeistern ließ. Und in Berlin letzten Winter duldet er höchst aufreizende, nationale Reden eines Philosophieprofessors, der schon mit dem sicheren Tode gerechnet hatte. Das ist doch zum mindesten großmüthig, finden Sie es nicht auch, Prinzessin?"

"Ich habe noch nicht darüber nachgedacht; aber es interessiert mich, was Sie sagen. — Wie war es in Erfurt, Fürst?"

"Oh, es gab da eine Menge zu sehen, ein riesiger fürstlicher Jahrmarkt das ganze, Prinzessin, auch die Begegnung zwischen dem Kaiser und Herrn von Goethe war bemerkenswert. Leider wurde ich gerade von irgend-einem Duodezregierenden in eine Unterhaltung gezogen, so daß ich nicht alles gehört habe, was sie miteinander geredet haben."

Nun sing es an, etwas interessanter zu werden, dachte die Prinzessin, jetzt schien der Herr Diplomat ein wenig aufzutauen. Prinzessin Dorothea liebte Leute nicht, die hinter dem Berge hielten, aber sie traute sich auch

die Fähigkeit zu, die verschwiegensten Menschen zum Reden zu bringen, besonders wenn sie dem stärkeren Geschlecht angehörten. Die Blicke, die sie ihrem Begleiter jetzt zukommen ließ, wurden wärmer. Lächelnd erwiderte sie:

"Mama würde das alles ja eminent interessieren, Fürst", „eminent“ war das Lieblingstwort der Prinzessin; „sie liebt die Kunst und die Dichter. Sie war diesen Sommer mit meiner Tante Recke und dem guten Liedge, der ist auch so ein bißchen Dichter, in Carlsbad, ich glaube, nur um mit Herrn von Goethe zusammen-zusein. Jetzt ist sie schon in Weimar bei der Frau Erbprinzessin, mit ihr ist Mama von Rußland her befreundet."

"Nun, Alteffe, dann wird Ihre Durchlaucht auf ihre Rechnung kommen, denn der Kaiser hat eine Einladung des Herzogs nach Weimar angenommen. Vermuthlich lockte ihn bei diesem Besuch am meisten das neuzeitliche Theater, von dem so viel geredet wird. Die Ophigenie unter Goethescher Regie würde mich auch sehr reizen nach den akademisch starren Auf-führungen des französischen Theaters in Erfurt. Ich glaube, wenn Talma nicht dabei gewesen wäre, hätte neulich die ganze erlauchte Gesellschaft im „Cinna“ geschlafen vor soviel Würde und Grandezza. Übrigens, Prinzessin, was halten Sie von dem Kaiser der Franzosen?"

"Nun, da Sie mich fragen, Herr von Talleyrand, muß ich Ihnen ja antworten; ich habe bis jetzt vermieden, davon zu sprechen. Im Vertrauen gesagt, Fürst, wir wollen nichts von ihm wissen. Mama spricht

immer nur von dem kleinen Artillerieleutnant, und ich kenne ihn bloß von Bildern, und da muß ich sagen, Männer mit so kurzen, entschieden etwas krummen Beinen liegen mir nicht. Nein, wir sind aus Begeisterung für Friedrich den Großen nach Preußen gegangen, und gerade deshalb empfinden wir die Schicksalschläge Preußens doppelt schwer.“

„Das kann ich verstehen, Prinzessin. König Friedrich war für sein Land ein idealer Herrscher, und viel Unglück kommt im Leben von der Kurzlebigkeit der Genies. Aber, Prinzessin, jede Zeit hat auch ihre guten Seiten. Voltaire — ich gehöre zu seinen Bewunderern — Voltaire hat einmal gesagt: ‚Qui n’a pas l’esprit de son âge, de son âge a tout le malheur.‘ Sehen Sie, man könnte ebenso gut sagen: ‚Qui n’a pas l’esprit de son temps, de son temps a tout le malheur.‘“

„Ich verstehe, was Sie ausdrücken wollen, Fürst. Ruhm und geistige Blüte fallen nicht immer zusammen!“

„Ich neige mich vor Ihrer Klugheit, Prinzessin Solde.“

Dorothea sah betroffen zu ihrem Begleiter hinüber, das Blut stieg ihr in die Wangen. Wie ärgerlich, der Fürst brachte sie ja ganz aus dem Konzept.

„Warum sagen Sie Prinzessin Solde?“

„Der Vergleich liegt uns Franzosen sehr nahe, wir lieben die alte bretonische Sage — eigentlich, Prinzessin, braucht man keinen Liebestrank getrunken zu haben, um von Ihnen bezaubert zu sein.“

Der Fürst sagte das mit so merklich veränderter Stimme, daß die Prinzessin erschrocken die Augenlider senkte. Aber gerade das wollte er nicht, und um ihrer

Unterhaltung die frühere Unbefangenheit zu geben, begann der Fürst wieder gewandt und heiter, als ob man gar nicht vom Thema abgewichen wäre:

„Meine Landsmännin, die Baronin Staël, hat einige Essays über das heutige Deutschland geschrieben. Sie ist des Lobes voll. Kennen Sie diese?“

„Ich habe nichts davon gehört“, erwiderte die Prinzessin und hob ein wenig die kleine Nase; sie war doch eine Frau von Welt, die sich nicht von einer Schmeichelei in Verlegenheit setzen ließ. Sie hatte sich auch schon wieder ganz in der Hand. „Übrigens eine Gegenfrage, Fürst. Wie fanden Sie den Zaren Alexander?“

„Schön und — selten menschlich. Sie lieben ihn, Prinzessin?“

„Ja, wir alle verehren und bewundern ihn!“

„Der Zar ist eine großartige Erscheinung“, sagte der Fürst, „sehr edelmütig und hochherzig — und noch jung und frei. Aber ich fürchte, er wird sich nicht wehren können gegen die Erbschaften, die auf ihn warten. Erbschaften sind etwas Grausiges, Prinzessin. Aber sprechen wir nicht davon, der Tag ist heute so schön!“

Die Prinzessin sah jetzt hastig nach ihrer kleinen Uhr, sie hatte ja völlig die Zeit vergessen.

„Ich glaube, wir müssen umkehren, Fürst, sonst sind wir nicht pünktlich zum Frühstück zurück.“

Man wendete die Pferde und begrüßte im Vorbeireiten die beiden folgenden Herren. Da das Geläufesandig war, zog man die Zügel an und ritt eine Strecke im Trab. Die Pferde, gewöhnt zusammenzugehen, hielten sich gut nebeneinander, die Nasen in gleicher

Höhe. Plötzlich, wie immer ohne sichtbaren Grund, scheute der Hengst der Prinzessin, bäumte auf und stand für einen Augenblick auf den Hinterbeinen. Mit einem Griff seiner linken Hand hatte der Fürst das Pferd in der Gewalt, schon ging es wieder ruhig, als wenn nichts geschehen wäre. Die Prinzessin war heiß geworden vor Schreck, jetzt lachte sie und dankte ihrem Begleiter.

„Sehen Sie, so macht er es öfters, wenn er merkt, daß ich unaufmerksam bin.“

Der Rest des Weges wurde fast ohne Unterhaltung zurückgelegt. Herr von Talleyrand war sichtlich mit eigenen Gedanken beschäftigt. Die Pferde, die wie auf Verabredung in Schritt gefallen waren, schienen müde zu sein und gingen gleichmäßig nebeneinander her.

Der Fürst dachte nur immer, wie unberechenbar das Leben doch ist! Er war hierher gekommen, mitten heraus aus politisch schwierigsten Geschäften, um für seinen Neffen zu werben, und mit einem Male waren Politik und Geschäft vergessen, und aus der Begegnung mit der künftigen Braut wurde für ihn ein Erlebnis — so neu und wunderbar, so gewaltig wie nichts in seinem Leben vorher. Sollte er nun beiseite stehen und verzichten auf das Köstlichste, das Einzigste, was dieses Leben zu verschaffen hatte, und Edmond, diesem Jungen, der eigentlich noch ein törichtes, unerzogenes Kind war, ein Glück in den Schoß legen, das dieser vielleicht gar nicht begreifen könnte?

Die Prinzessin war gleichfalls mit ihren Gedanken beschäftigt. Sie dachte nur immer, was für eine Kraft in seiner Hand lag. Die Berührung seiner Finger war

so sonderbar durch ihren Handschuh gedrungen, ja durch ihren ganzen Körper. Noch nie hatte sie das erlebt. Erschrocken und ein wenig benommen hielt sie mit unsicheren Händen die Zügel. Eigentlich hätte sie nun wieder etwas sagen müssen, aber sie konnte nicht sprechen, auch fiel ihr zu erzählen nichts mehr ein, so sehr sie sich darum bemühte. Jetzt war das Schloß schon zu sehen, sie atmete erleichtert auf, und nun, Gottlob, fing der Fürst wieder an zu reden.

„Ich habe einen Neffen, Prinzessin, der mir sehr am Herzen liegt, ich wüßte ihn in keiner Gesellschaft lieber als in der Ihren.“

„Ist er nett, der Herr Neffe?“ fragte sie wie im Traum.

„Oh ja, nett ist er wohl, aber sehen Sie, Alteffe, aus uns Franzosen wird erst etwas, wenn eine Frau sich unser annimmt, eine feine, kluge, großherzige Frau.“

* * *

Im blauen Salon des Schlosses trippelte seit einer Viertelstunde die Baronin Dönhof aufgereggt hin und her. Von Zeit zu Zeit blieb sie vor dem kleinen venezianischen Spiegel stehen, zupfte an ihrer weißen Lockenfrisur, die sie nie hoch und steil genug bekommen konnte, strich mit dem Mittelfinger der rechten Hand glättend über die gefuschten Augenbrauen, fächelte sich vorsichtig mit dem winzigen, zerknüllten Spitzentäschentuch die Hitze aus dem Gesicht. Ein zartes Duftwölkchen aus Lavendel und weißen Nelken, gewöhn-

lichen Nasen kaum wahrnehmbar, folgte getreulich ihren Schritten. Jetzt trat sie zu einem der riesigen Fenster, von dem aus der Schloßhof und ein Teil des Parkes gut zu übersehen waren.

Sie kamen immer noch nicht! Und es war bereits halb eins, Dorothea mußte doch noch baden und sich umziehen vor dem Frühstück. Die Kammerfrau hatte zwar alles zurechtgelegt, aber eine halbe Stunde brauchte sie zum mindesten, und das Essen war für ein Uhr bestellt und sollte ganz etwas Besonderes werden. Sie hatte das Kind so beschworen, pünktlich zu sein, aber es war nichts mit ihr zu wollen. Wenn sie sich gut unterhielt, vergaß sie Zeit und Menschen. Ach, sie freute sich ja, daß Dorotheechen diese kleine Abwechslung hatte, es war auch gut, wenn die Kleine sich in der Unterhaltung übte, aber die Rebhuhnpastete vertrug eben gar kein Stehen, und sie, Benigna von Dönnhof, war doch in Abwesenheit Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin für die Haushaltsführung verantwortlich, und wenn sie sich auch mit der Schloßherrin duzte, denn sie kannten einander seit den Kindertagen in Kurland, so war sie sich durchaus der Verantwortung und des Stils bewußt, den sie dem Haus ihrer Freundin als deren Oberhofmeisterin schuldig war.

Eilig ging sie nun in den nächsten Salon, vorsichtig mit ihren hohen Stöckelschuhen aus perlgrauem Atlas über das blanke Tafelparkett balancierend, von dort weiter in die Bibliothek mit den vielen braun und goldenen Bücherrücken hinter bronzenen Drahtgittern, in die eben erst renovierte Bildergalerie — da, der

Caravaggio hing wieder schief — immer so fort durch die vielen, hohen, geöffnerten Flügeltüren die ganze, gerade Flucht der schönen Zimmer entlang. Als sie am anderen Ende des Schlosses in dem japanischen Boudoir angelangt war, ließ sie sich leicht erschöpft in einen kleinen Sessel fallen. Daß dieser Besuch auch gerade jetzt kommen mußte! Vierzehn Tage später wäre die gute Do aus Weimar zurück gewesen. Die Herzogin liebte ja Überraschungen und alles, was zur Erheiterung des Lebens beitrug. Mein Gott, die Arme hatte es auch nicht leicht gehabt in ihrer Jugend mit dem über dreißig Jahre älteren, griesgrämigen Ehemann, der nichts verstand von dem, was seiner Frau das Leben lebenswert machte, der regieren sollte und nicht konnte, weil er ein törichter, zur Selbstkritik unfähiger Tyrann war, und seinen Jorn darob an der armen Familie austobte, deren Wehrlosigkeit ihm das ersehnte Gefühl von eigener Größe und Macht verschafft haben mag. Die kluge Anna-Dorothea hatte, ehe alles verschüttet war, seine Abdankung bei der Zarin erwirkt und die verhältnismäßig hohe Abfindungssumme, die es ermöglichte, mit den vier Töchtern wenigstens standesgemäß aufzutreten. Nach dem Tode des Herzogs war in Sagan ein wunderschönes Leben angegangen, ein Leben voll Musik, voll Kunst, voll reinsten und schönster Geselligkeit. Leider hatte Napoleon diesem Glück ein Ende bereitet! Aber vielleicht würde es nun bald besser werden in Preußen, die Baronin Dönnhof wollte nachher mit Herrn von Talleyrand mal darüber reden, er kam ja direkt von der berühmten Konferenz und wußte sicherlich das Neueste.

Sie erhob sich, um rasch im Eßsaal noch einmal, zum fünften Mal, zum Rechten zu sehen, da hörte sie das Trappeln der Pferde auf dem Pflaster des Hofes. Sie stürzte zu der kleinen, silbernen Glocke, die auf der hochbeinigen, mit resedgrünem Koromandellack überzogenen Kommode stand, und läufete Sturm.

* * *

Nun war man also doch noch, dank der Seufzer und Bemühungen der guten Dönhof, pünktlich um ein Uhr zu Tisch gegangen. Die runde Tafel schimmerte silbrig in zartestem Leinendamast, der die richtige Grundlage war für die alten Porzellanteller mit dem safrangelben Rand und den bunten chinesischen Vogelmotiven. Es war das Lieblingservice der Schloßherrin, und nach Ansicht Benignas von Dönhof an Schönheit mit keinem noch so kostbaren Silber zu vergleichen. Das Mittelstück bildete ein Meißner Porzellan-Chinese mit einem gelben Hütchen auf dem Kopf, der rechts und links in zwei flachen Schalen eine Fülle rosa-violetter Zinerarien trug.

Der Fürst hatte das alles mit einem Blick erfasst und sprach gleich der Baronin Dönhof in lebenswürdigsten Worten und heiterster Laune seine Anerkennung aus. Als die Diener die berühmte Rebhuhnpastete servierten und den Malaga dazu in die kleinen, spitzen Kelche gossen, war die Unterhaltung bereits angeregtest im Gange. Selbst der Burggraf zu Dohna, der bei ähnlichen Anlässen schweigsam vor sich hin zu brüten pflegte aus Neigung oder aus Mangel an

Beteiligungsmaterial, ging ungewöhnlich aus sich heraus. Es machte den Eindruck, als ob die kleine unerwartete Abwechslung, die der fremde Besuch ins Haus brachte, allen Schloßbewohnern geradezu ein Bedürfnis wäre. Der Fürst unterhielt sich lange mit der Dönhof, antwortete mit rührender Geduld auf alle ihre Fragen, erzählte dem Rittmeister ausführlich von seinem Gestüt in Valençay, sprach von Doktor Maillrads beruflichen Ausichten. Nur mit der Prinzessin redete er verhältnismäßig wenig. Die Diener brachten einen Gang nach dem anderen, nahmen Teller fort und stellten neue hin, gossen Weine der verschiedensten Länder sachgemäß in die bereitstehenden Gläser. Als sie zum Schluß auf einen Wink der Haushofmeisterin die Flügeltüren öffneten, war allen Beteiligten diese Stunde bei Tisch wie im Fluge vergangen, und fast niemand hatte das kleine Malheur des Sekretärs gemerkt, der mit viel Behagen die zuletzt gereichte, opalisierende Flüssigkeit zu sich genommen hatte, die als Mundspülwasser gedacht war.

Der Kaffee wurde anschließend im blauen Salon serviert. Dorothea — im Spitzenkleid wie am Abend vorher, eine lange Schnur rosiger Perlen um den Hals — trat mit der kleinen Tasse auf der Hand in die Fenstervertiefung und blickte in den Park hinaus. Der Fürst stand sofort neben ihr.

„Sehen Sie, Herr von Talleyrand, dort hinten links am Fluß, das ist die Drangerie.“

„Die sollte ich ja zu sehen bekommen“, entgegnete der Fürst, „aber von Nahem bitte — und wir beide allein, Alteffe! Wam?“

Die Prinzessin dachte einen Augenblick nach: „Nachher um vier Uhr.“

„Ich erwarte Sie.“

* * *

Als Dorothea aus dem Schloßhof trat und in den Park gehen wollte, um dem Fürsten die Drangerie zu zeigen, überreichte ihr der Diener einen Brief. Er war von ihrer ältesten Schwester Wilhelmine aus Berlin, seit Wochen sehnlichst erwartet und jetzt in diesem Augenblick fast gleichgültig empfangen. Die Prinzessin hatte heute anderes zu denken! Wilhelmine war und blieb ein unberechenbarer Mensch, sie erschien immer, wenn keiner sie haben wollte, und ließ auf sich warten, wenn man sie sehnlichst herbeiwünschte. Mit ihren Briefen war es ebenso. Hatte man die Hoffnung aufgegeben, überhaupt noch einmal ein Lebenszeichen von ihr zu erhalten, dann kam bestimmt etwas und zu einer Zeit, wo man gar keine, aber auch gar keine Lust hatte, sich mit ihr zu befassen.

Achtlos riß die Prinzessin den Umschlag auf und überflog im Geheh die engbeschriebenen Blätter.

Die Parkwege senkten sich in sanfter Biegung zum Bober hinab. Auf den weiten Rasenflächen standen vereinzelt hochgewachsene Eichen und Buchen. Ein bläulicher Nebelfaden schwebte unbeeindruckt über der Einbuchtung des Flusses.

Natürlich, dachte sie, zuerst wie immer endlose Versicherungen unstillbarer Sehnsucht nach ihr, nach der Familie, nach den Pferden, dem Schloß, dann ein wildes Durcheinander in der Aufzählung neuester Er-

eignisse der Berliner Gesellschaft. Sie war schon ein amüsanter Etwas, diese Wilhelmine! Gottlob, es hatte sich nichts Unangenehmes ereignet! Bei Wilhelmine konnte man nie wissen. —

Dorothea wollte schon erleichtert den Brief zusammenfalten, da fiel ihr Auge auf eine Stelle, die sie nicht gleich begriff:

„In Berlin machen jetzt einige Damen der Bourgeoisie viel von sich reden. Sie propagieren erotische Freiheit der Frau und glauben damit ganz etwas Neues entdeckt zu haben. Sag selbst, Dorschka, wie kann man Freiheit propagieren? Wenn alle sie besitzen, stirbt sie an Reizlosigkeit und wird zum dummen, langweiligen, staubigen Geseß. Das haben Fürstinnen aller Zeiten gewußt.“

Was meinte sie bloß mit erotischer Freiheit, und was haben alle Fürstinnen gewußt? Manchmal schrieb Wilhelmine unverständliches Zeug! Wenn es alle gewußt haben, dann mußte sie, Dorothee von Kurland, es doch auch wissen. Aber das war ja jetzt ganz gleichgültig, sie bewegte anderes, bedeutenderes. Schade, die Sonne senkte sich schon am Horizont, und es fing an, kühl zu werden. Sie ging schneller, denn sie hatte das Gefühl, daß der Fürst schon auf sie wartete. War es denn möglich, daß sie diesen Fremden, diesen großen, gar nicht mehr jungen Mann, den sie noch nicht vierundzwanzig Stunden kannte — aber es blieb ihr keine Zeit zum Nachdenken, hinter dem Boskett sah sie den Fürsten auf sich zukommen. Er verneigte sich sehr tief, bereits im Reiseanzug, den Hut in der Hand, die große graue Pelerine um die Schultern. Dorothea wies auf

die Glashäuser, die nun vor ihnen lagen, und führte ihren Gast schweigend zu der rosenumwachsenen Pergola am Bober.

„In einer Stunde“, begann der Fürst, „muß ich fort, und mein Wunsch wäre es, mich nie mehr von Ihnen zu trennen, Prinzessin Dorothea!“

„Wo geht die Reise hin, Fürst?“

„Für einen Tag nach Böhmen zu Herrn von Metternich und dann auf schnellstem Wege zurück nach Weimar.“

„Ach, zu Metternich“, sagte die Prinzessin, „das interessiert mich, er war lange Jahre der Schwarm meiner ältesten Schwester.“

„Dann werden mich also noch bei Metternich unsichtbare Fäden mit Ihnen verbinden, Alteffe!“

Sie standen zwischen zwei Säulen und sahen auf das grünliche Wasser, das eilig und leise gurgelnd vorüberfloß. Die Prinzessin trug über ihrem Kleid ein kurzes Jäckchen aus türkisfarbenem Taft, das ihre Augen noch blauer machte und den Elfenbein-Timbre der Haut wundervoll unterstrich. Sie beugte sich über die Sandstein-Balustrade, zupfte ein Rosenblatt ab und warf es in den Bober, der es eilig davontrug. Dann hob sie wieder den Kopf und sagte:

„Ich glaube, Wilhelmine hat Herrn von Metternich wirklich sehr geliebt, aber sie ist ein unsteter Mensch, schon zum zweiten Male geschieden. Meine beiden anderen Schwestern“, fügte sie wie zur Entschuldigung hinzu, „sind noch immer zum ersten Mal verheiratet.“

Der Fürst mußte lächeln: „Und Sie selbst, Prinzessin Dorothea, haben Sie noch nicht an eine Ehe gedacht?“

„Bedenkt wohl“, erwiderte die Prinzessin, „meine Schwestern waren in meinem Alter längst verheiratet; aber ich habe immer soviel vor, wissen Sie, es gibt so schrecklich viel zu denken in dieser Welt, daß ich gern noch ein bißchen warten möchte. Allerdings wäre es diesen Sommer beinahe zu einer Verlobung gekommen.“

„Mit wem, Prinzessin?“ fragte der Fürst, „darf ich es wissen?“

„Mit einem Leutnant von Greigk, einem Neffen der Baronin Dönhof. Er war russischer Offizier, jetzt lebt er auf dem Gute seines Vaters in Kurland.“

„Ich kenne die Greigks nicht“, sagte der Fürst, „aber darf ich Ihnen einen Rat geben, Prinzessin? Heiraten Sie, wenn es schon aus Liebe sein muß, einen Dichter oder meinetwegen einen Zigeuner-Primas oder einen italienischen Tenor, aber heiraten Sie nicht in den kleinen Adel. Sie passen nicht in die Enge dieser Familien-Koterien. Dort ist einer wie der andere“, der Fürst ereiferte sich richtig, „und wenn wirklich einmal etwas hineingerät, ein Mensch, der zu denken wagt, der zu handeln beliebt, ohne den ganzen Clan zu verständigigen, der nicht darauf schwört, daß die eigene Familie das Edelste, das Höchste, Nochniedagemeßene unter der Sonne ist, auch wenn sie die größten Dummheiten macht, an dem zerren und polieren sie so lange herum, bis er ein Schemen geworden ist wie sie selbst, oder an der Übermacht zerbricht. Ein Mensch kann nur etwas sein, wenn er so leben darf, wie er ist, und nicht gezwungen wird, sich den fiktiven Idealen fremder

Köpfe oder selbst seines eigenen anzupassen. — Es wäre nicht auszudenken schade um Sie, Alteffe! Sehen Sie, bei uns hat man mehr Sinn für das Einmalige, das Kostbare, das Ungewöhnliche, und man respektiert die Persönlichkeit, auch die weibliche! In geistigen Niederungen können Sie nicht leben, Prinzessin Dorothea! — Und welchem Glücksumstand ist es zu danken, daß es zu keiner Verlobung kam?“

„Ja, das ist schwer zu sagen“, seufzte die Prinzessin, „eigentlich dem, daß man oft selbst nicht weiß, was man will.“

Konstantin von Greigß war, solange ich denken kann, Gast seiner Tante in unserem Hause. Er kam zu allen Schulferien, später als russischer Gardeoffizier mit einer prachtvollen Uniform während seines Urlaubs. Meine Schwestern waren erwachsen und sehr schön und ich ein kleines, dummes Kind; aber er beachtete nur mich, war immer in meiner Nähe, spielte rührend stundenlang mit mir. Und ich — fing später an, für ihn zu schwärmen. Viele Jahre war er für mich der Inbegriff aller Schönheit, aller Klugheit, alles Begehrtenwerthen. Als er diesen Sommer wieder erschien, nachdem er ein Jahr der russischen Kriegsbereitschaft wegen keinen Urlaub gehabt hatte, kam es, ja, wie soll ich sagen, zu näherer Berührung, und da merkte ich, daß ich ihn gar nicht liebte, daß ich mich entsetzlich geirrt hatte, daß ich am liebsten hunderttausend Meilen zwischen ihn und mich gebracht hätte. Das Leben ist sehr räthselhaft.“

„Ja“, sagte der Fürst, „eine Frau hat es nicht leicht, Prinzessin Dorothea.“

Nachdenklich senkte die Prinzessin den Kopf. Wenn er bloß dabliebe! Könnte nicht irgendetwas ganz Bedeutendes geschehen, daß er in Sagan festgehalten würde, daß er einfach Befehl bekäme, sich hier nicht wegzurühren, sich — aber da stand er schon vor ihr und hielt ihre Hand.

„Leben Sie wohl, Prinzessin Dorothea, und seien Sie bedankt.“

Sekundenlang sah er sie an mit den leicht schwimmenden, grünlich-blauen Augen der Périgords, den erstaunlich jung gebliebenen Mund fest zusammengepreßt. Dann flogen alle Hemmungen, alle Bedenken, alle Vorsätze in den Wind, und er riß sie in seine Arme.

* * *

Als die Prinzessin zur Besinnung kam, war der Fürst verschwunden. Wie befäubt strich sie sich mit der kleinen braunen Hand die widerspenstige Locke aus der Stirn. Vor ihr auf der Steinbalustrade lag ein winziges, rotes Lederbändchen mit goldgeprägter Aufschrift: André Chéniers Gedichte. Sie hob es auf und rannte damit so schnell sie konnte, den Weg hinauf zum Schloß, aber da sah sie schon den hohen, schweren Reisewagen des Fürsten Talleyrand über die mit Putten besetzte Sandsteinbrücke durch das weitgeöffnete schmiedeeiserne Gitter des Parkes wandern.

Der Himmel schwamm im bläulich-roten Dunst der untergehenden Sonne. Die Nebelschwaden hatten sich vom Wasser gelöst und krochen milchig die Wiesen hinauf. Langsam senkte die Dämmerung ihre grauen Schwingen über den ersterbenden Tag. Im Scheine

der ersten aufleuchtenden Lichter im Schloß öffnete Dorothea Biron zitternd das kleine Büchlein und las die mit Bleistift geschriebenen Zeilen:

„Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tieffsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück!“

(Goethe)

GEORG GRABENHORST

Merbe

Der Roman eines jungen Mädchens

9.—11. Tausend. Leinen RM. 5.50, kartoniert RM. 4.—

„Dieser Roman einer Liebe ist mit eines der schönsten Kunstwerke neuerer Dichtung. Diese herrliche Liebesgeschichte handelt von dem Mädchen Merbe, das dem Jüngling den Glauben an die Geliebte (also an sich selbst) nahm, damit er den Glauben an sich selber fände, den „männlichen Glauben an die eigene Kraft und an die Kunst“. Mit diesem Buche muß man umgehen wie mit sehr lieben Befreundeten, muß still sein und sich bescheiden und freuen und wieder glauben an die echte, große Macht der Liebe, wie sie unsere bedeutendsten Dichter zu allen Zeiten predigten.“
Westfälische Landeszeitung, Dortmund.

ULRICH SANDER

Inge Holm

Roman

6.—8. Tausend. Leinen RM. 4.—, kartoniert RM. 3.—

„Das Ganze ein brausendes Loblied auf die Natur. Mit dem jungenhaften Drang zum triebhaft Ursprünglichen, zum Aus-toben der Kräfte verbindet sich eine sehr zarte, scheue Anbetung der Frau und künftigen Mutter. Der gereifte Mensch wird das Buch mit hohem Genuß lesen.“
Deutsches Adelsblatt, Berlin.

„Das ist so erlebt, erlitten, erschaut, erfreut und erliebt, so klar und still und Frühlings und Sommers voll, das reicht so an die Horizonte des Menschlichen, ist so sicher und fein und scharf in Urteil und Begründung, daß man sich nicht mehr davon trennen mag.“
Hamburger Tageblatt.

WILH. GOTTL. KORN VERLAG, Breslau

WALDEMAR AUGUSTINY

Dronning Marie

Roman. Leinen RM. 5.—, kartoniert RM. 3.50

„Der Roman Dronning Marie gehört zu den historischen Romanen, die zwei der wesentlichen Aufgaben dieser umstrittenen Romangattung wirklich erfüllen: er macht ein Stück Geschichte lebendig und er fesselt durch ein persönliches Schicksal, das mit dem Volksschicksal eng zusammenhängt. Sehr schön ist die kunstvolle Verbindung des politischen Geschehens mit der zarten, fein motivierten Entfaltung einer Leidenschaft, denn der persönliche Konflikt spiegelt recht eigentlich das völkische Schicksal.“

Kölnische Zeitung.

FRÜHER ERSCIEN:

Die Fischer von Jarsholm

Roman

33. Tausend. Leinen RM. 5.50, kartoniert RM. 4.—

„Waldemar Augustiny besitzt die Gabe, seine Worte der Landschaft und den Menschen in ihr anzupassen. Da sind keine Worte zu viel, da wird die Strenge der See und die Härte des Lebens nicht durch Überflüssiges beeinträchtigt — man vergißt, daß man liest; denn man erschaut das Geschehen. Vor allem ist er nicht in den Fehler verfallen, den Helden zu licht und den Bösewicht zu schwarz zu malen. Beide sind Menschen, wenn auch bei jedem, Kraft ihrer Veranlagung und Erziehung, das eine oder das andere überwiegt. Und die Gestalten der Jarsholmer Fischer sind prächtig und markant gezeichnet, jeder für sich und doch keiner ohne den anderen denkbar. Und darüber steht das Bild einer Landschaft, wie nur wenige sie kennen, die sie nicht selbst erlebt haben.“

Reichsfender Köln.

WILH. GOTTL. KORN VERLAG, Breslau

JÖRG MODLMAYR

Andreas

Roman. Leinen RM. 4.50, kartoniert RM. 3.50

„Lichtvolle Klarheit zeichnet diesen ersten Roman von Jörg Modlmayr aus. Modlmayr ist im Ergebnis wie Giono — seine Mittel sind andere. Er ist bescheiden, während Giono maßlos ist. Er spart mit den Bildern, aber wenn er eines setzt, ist es bedeutend, gesichert, makellos. Es sind schon viele Schriftsteller über den grünen Klee gelobt worden, und nachher waren sie nur Häcksel. Aber dieser ist gewiß so gut wie Klee.“

Berliner Tageblatt.

„Im zeitgenössischen Schrifttum hat wohl allein Carossa eine so edle Transparenz und Vieldeutigkeit zugleich im Weltbild eines Kindes offenbart.“

Magdeburgische Zeitung.

HEINRICH PLÖNES

Großohm Terheyden

Geschichten um einen Menschenfreund

Leinen RM. 4.—, kartoniert RM. 3.—

„Ein Buch von stiller Schönheit, erzählt in Liebe und Andacht von einem wahrhaftigen und wahren Dichter. Legenden vom Niederrhein; es ist, als wären sie nicht geschrieben, sondern laut erzählt von einem, den die Güte seines Herzens weise und humorvoll gemacht hat. Diese Legenden um einen Landpfarrer, den wir alle zu kennen meinen, den wir vielleicht auch in unserer Pfarre haben, sind erzählt in einer Sprache, die ob ihrer Reinheit wie ein wehmütiges und doch wieder heiteres Volkslied Herz und Gemüt labt. Das sorgfältig und gediegen ausgestattete Buch möchte ich in jedem Hause sehen. Mir hat es unvergeßlich schöne Stunden geschenkt.“

Reclams Universum.

WILH. GOTTL. KORN VERLAG, Breslau

LOGAN-LOGEJUS

**Meine Erlebnisse als Reiteroffizier
unter dem großen König 1741—1759**

4.—6. Tausend. Leinen RM. 5.80, kartoniert RM. 4.50

„Die Schlichtheit, Geradheit, Ungeziertheit und zugleich Eleganz des Stiles ist so preußisch und aristokratisch wie die Haltung des Mannes, der dieses Buch schrieb, und legt beredtes Zeugnis ab von der hohen geistigen Kultur, die das Offiziercorps des großen Königs auszeichnete.“
Berliner Borsenzeitung.

„Ein zart-wilder Roman persönlicher Art geht mit dem untadeligen Kampfgenossen Seydlitz' und Zietens durch die schlesischen Jahre hindurch, als hätten Jean Paul oder E. Th. A. Hoffmann an dem Buch mitgearbeitet.“
Eckart, Berlin.

CHRISTIAN WILHELM VON PRITTWITZ

Unter der Fahne des Herzogs von Bebern

Mit 2 Bildnissen. Leinen RM. 6.50, kartoniert RM. 5.—

„Es geht eine große Kraft von seinen Aufzeichnungen aus, eine Kraft des Glaubens und des Dienstes, der Treue und des Opfers. Heilige Gläubigkeit und auch heilige Nüchternheit, um ein schönes Wort Hölderlins zu gebrauchen, lenkten in seltener Einheit dieses Soldatenleben, das für uns Heutige ebenso beispielhaft und verpflichtend ist wie für die unmittelbaren Erben, für die es vor 130 Jahren geschrieben wurde. Stärker als alle Diskussionen, als alle Kämpfe mit Worten zeugt und wirkt das Beispiel dieses Lebens für die Einheit von Tat und Glauben, von deutschem Soldatentum und christlicher Frömmigkeit.“
Zeitwende, Berlin.

WILH. GOTTL. KORN VERLAG, Breslau

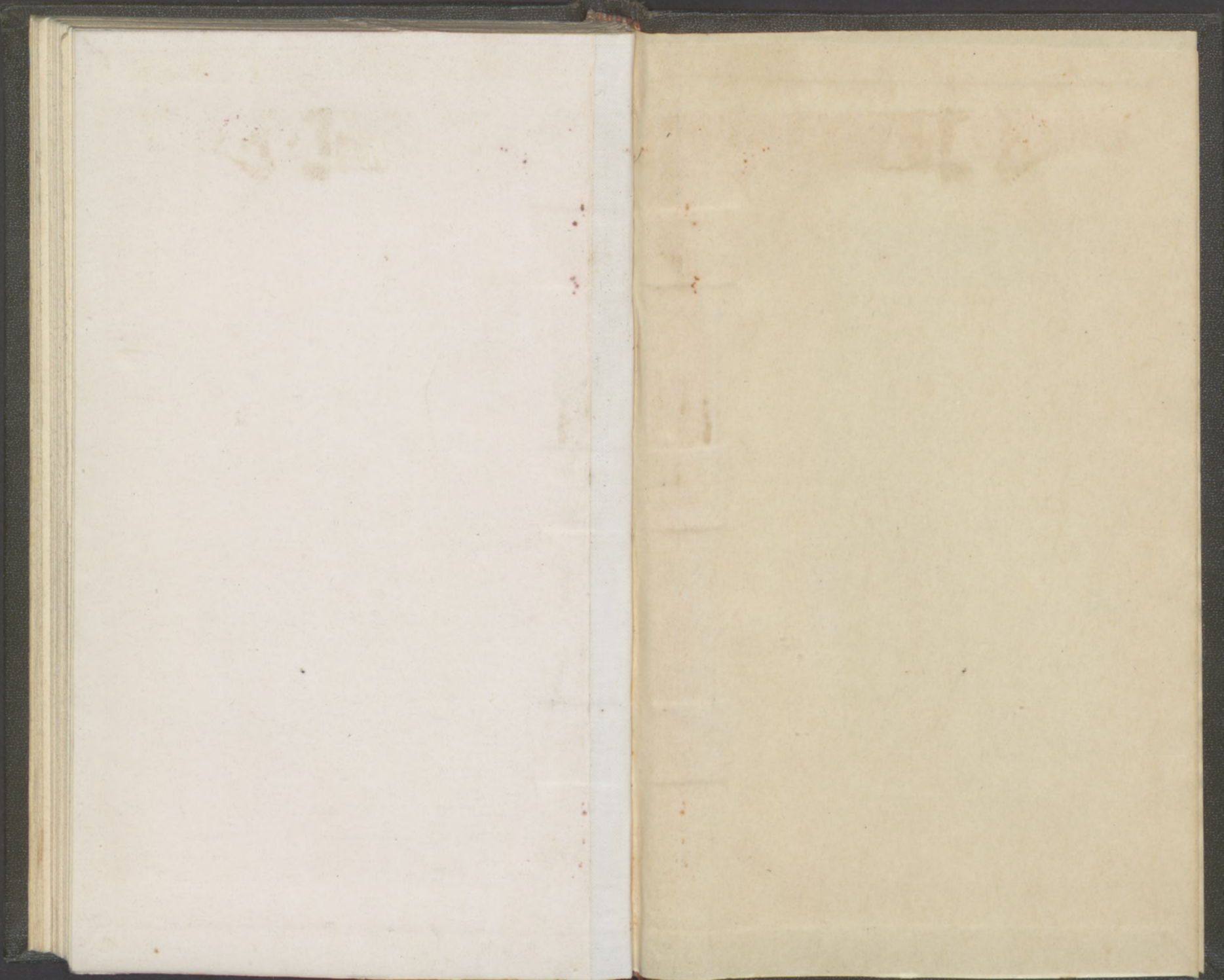


PROSPECT

des Hoch - Reichs - gräfl. Schaafgottsch. Riesen-Gebürges
bey Hirschberg in Schlesien



1. Seudorff.
2. St. Annen-Kirche.
3. Riesen-Kuppe.
4. Mittags-Stein.
5. Große Sturm-Haube.
6. Giersdorff.
7. Der Saalberg.
8. Die Kühn-Mühle.
9. Schloß Kynast.
10. HERNSDORFF.
11. Das Ampt-Haus.
12. Petersdorff.
13. Wernsdorff.
14. Schreiberhau.
15. Der Thiergarten.
16. Schwartzberg.
17. Das Wirths-Hauß bey der Riesen-Kuppe.
18. Pappier-Mühlen.
19. Schlesische Baude.



Biblioteka Główna UMK



300046772459

Biblioteka Główna UMK



300046772459